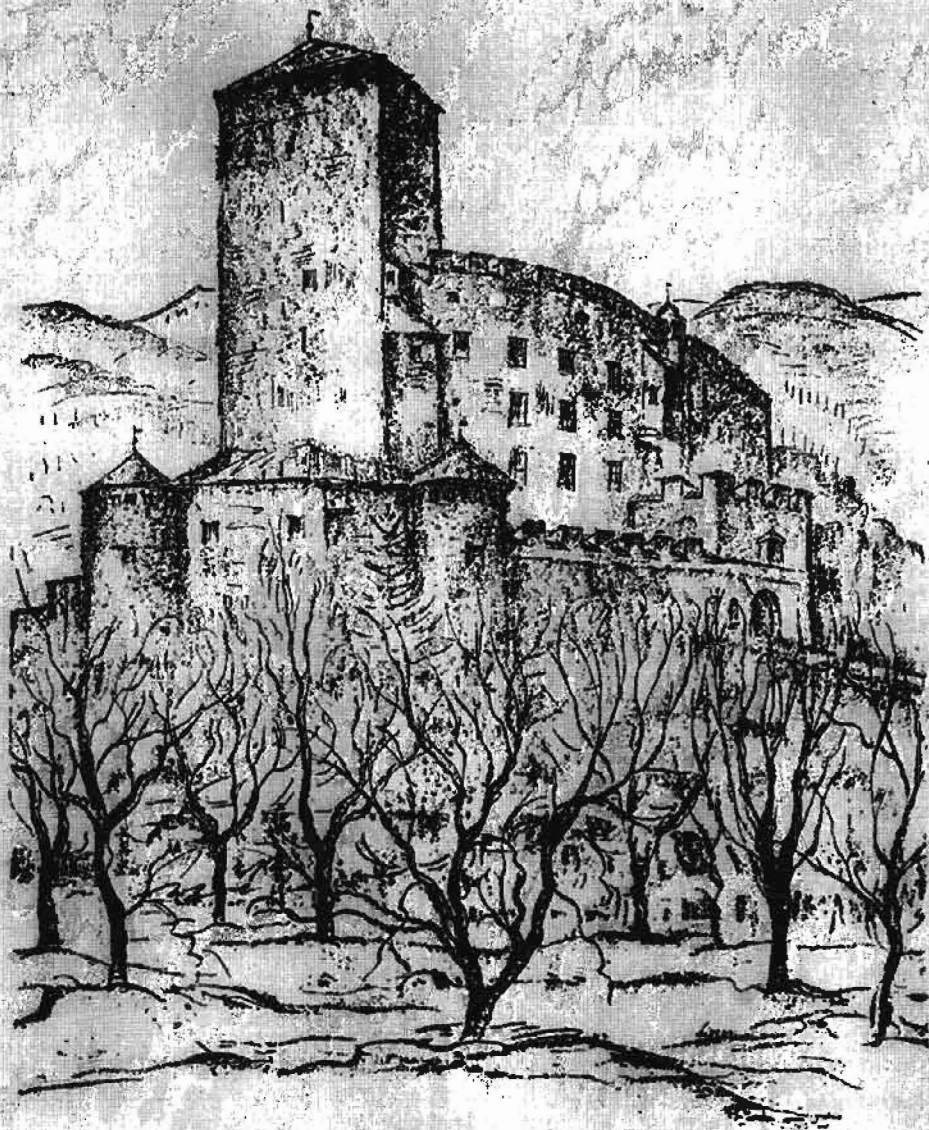


Östlicher Heimatblätter



3. Jahrgang 1926.

April Folge. 4

Redaktion: Dr. Ernst Winkler, Lienz, Osttirol, Postfach 22. Alle redaktionellen Beiträge und Anfragen wollen dorthin gerichtet werden.

Verwaltung: Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, wie Neubestellungen, Adressänderungen und Geldsendungen bitten wir zu senden an die Verwaltung der „Lienzer Nachrichten“, Lienz, Postfach 22.

Bezugspreise: Jahresabonnement (12 Nummern) einschließlich Postaufendung und Verpackung, jedoch ohne „Lienzer Nachrichten“ 5 Schilling, mit denselben 7 Schilling 20 Groschen. Für das Ausland die doppelte Gebühr. Einzelnummer 40 Groschen. Zur Beachtung: In Osttirol können die „Osttiroler Heimatblätter“ nur mit den „Lienzer Nachrichten“ bezogen werden. Anzeigen haben in den „Osttiroler Heimatblättern“ Erfolg.

Zeiger:

- Auf den heiligen Ostersag. Lied, mitgeteilt von D. Unterkircher.
Florian Baldauf. Kurze Lebensskizze von Sebastian Bstliker, Brixen.
Hochzeitsbräuche im Hinterbergl. Von Jg. Ingruber.
Die Kirchen Osttirols im Jahre 1614. Von Dr. Franz Martin, Salzburg.
Osttirol unter französisch-illyrischer Herrschaft. (1810–1813). Von Koop. Karl Maister, Furras.
Dom Spinnen und Weben und von einem aus dieser Kunst. Von Oberlehrer Joh. Brugger.
Johann Paterer, Bildhauer.
Der Rausch-Wechselbälgl. Eine Sage. Erzählt von M. Glieber, jun., Kais.
Sonderbare Menschen. Von Jg. Ingruber.
Tiroler Heimatblätter.

Tiroler Bauern-Sparkasse, Zahlstelle Lienz,

(Bauernheim)

ist pupillarischer wie alle anderen Sparkassen und daher für alle Einlagen, insbesondere zur Veranlagung von Mündel-Geldern und Kauttionen bestens geeignet. Sie besorgt auch alle sonstigen Sparkassen Geschäfte.

Tiroler Genossenschafts-Verband reg. G. m. b. H. Innsbruck Niederlassung Lienz, (Bauernheim)

übernimmt von jedermann Einlagen auf Sparbücher und in laufender Rechnung zur bestmöglichen Verzinsung (bei gebundenen Einlagen je nach Größe und Erlags-Dauer besondere Sätze), besorgt die Einlösung von Bauscheinen (Rupons) und verlosten Wertpapieren, die Einziehung (Inkasso) von Wechseln, Schecks, Anweisungslagen u. dgl.

Überprüft verlosbare Werte nach den Ziehungen, kauft und verkauft ausländisches Papier- und Hart-Geld, sowie in- und ausländische Wertpapiere, besorgt Erneuerungsscheine und neue Zinscheindoggen.

Übernimmt Wertpapiere, Dokumente, Schmuck und sonstige Wertgegenstände in Verwahrung und Verwaltung. Vermietet Schrankfächer in Stahlpanzerkästen gegen mäßige Gebühren.

Die Agrarbank für die Alpenländer

unterhält in Lienz (Bauernheim) eine Zahlstelle, welche sämtliche Bankgeschäfte besorgt.

Osttiroler Heimatsblätter

Beilage der „Tiener Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttirol.

3. Jahrgang.

April 1926

Seite 4

Auf den heiligen Ostertag.

Steb, in Grasendorf gesungen, mitgeteilt von Oberlehrer L. A. Wingen, Unterkircher.

Im herrlichen Glanze der Sonnen
Erscheint der heutige Tag.
Die fröhliche Zeit ist angekommen,
Verschwunden ist Trauer und Klage;
Die Erde vor Freuden tut beben,
Die Morgenröt' steigt empor
Und Christus ist nun zu dem Leben
Gestiegen vom Grabe hervor.
Ganz glorreich ist Christus erstanden
Im höchsten Triumphe als Gott,
Befreit von Ketten und Banden
Als Herr über Leben und Tod.
Singt alle mit fröhlichen Stimmen:
Dem Herrn sei Viktoria,
Lafst das Alleluja erklingen,
Singt alle heut: Alleluja!
Mit Wunden ist Christus gezieret
Als großer Erretter der Welt.
Mit Siegesjahn' er triumphieret
Als unüberwindlicher Held.
Er hat durch sein' Tod überwunden
Den Tod und die Hölle und Sünd.
All' Traurigkeit ist nun verschwunden,
Bei Gott wieder Gnade man find't.

Jesus hatt sein' himmlischen Vater
Die Schulden der Welt gutgemacht,
Das Werk der Veröhnung, das hat er
Im Holze des Kreuzes vollbracht.
Der Satan hat uns angekettet
Zuvorher an die Dienstbarkeit;
Christus hat uns wieder errettet,
Vom ewigen Tode befreit.
Die Himmelsport steht uns offen,
Die vorher verschlossen uns war.
Den Eintritt, den dürfen wir hoffen
Zum ewigen Leben sogar;
Denn Jesus hat uns durch sein Leiden
Zu Kindern Gottes gemacht.
Die Erbschaft der himmlischen Freuden
Hat er uns zuwegen gebracht.
Ihr Altväter, kommet und höret:
Herr Jesus hat euch nun erlöst.
Und das Alleluja vermehret,
Das seinen Triumphglanz vergrößt.
Auf Erden soll nun unter allen
Geschöpfen mit fröhlichem Klang
Die Stimm: Alleluja! erschallen
Mit Jubel- und Freuden gesang!

Florian Baldauf.

„Ein Mann, der im Lande Tirol wenige seinesgleichen hatte“. Kurze Lebensskizze von Sebastian Bstizer, Brigen.

Unter den handschriftlichen Aufzeichnungen im sb. Consistorial-Archiv zu Brigen findet sich als Vorbericht zur Waldauffischen Stiftung, deren Stiftbrief vom 29. Juni 1501 datiert ist und nicht weniger als 209 Artikel enthält, die Erzählung über die „Abenteuer und Großtaten“ des Stifters Florian Baldauf von Asch, jenes Mannes, „der im Lande Tirol wenige seinesgleichen hatte.“ Herr Couperator Maister spricht in Nr. 12 des Jahrgangs 1925 auf Seite 186 der „Osttiroler Heimatsblätter“ vom „Waldauffischen Begräbnis“ als einem schönen gotischen Grabstein in der Kirche von Asch, den Florian seinem Vater Jörg Waldauf 1491 setzen ließ. Von seinem berühmten Sohn Florian v. Baldauf heißt es im genannten Bericht nur noch, daß er von

Kaiser Maximilian geadelt, kaiserlicher Protonotar wurde und in Hall begraben liegt.

Wie das alles so gekommen ist, möchte ich nun der großen Lesergemeinde der „Osttiroler Heimatsblätter“ kurz mitteilen, zudem die Geschichte dieses großen Osttiroler Landmannes von allgemeinem Interesse ist. Bemerken möchte ich noch, daß der ursprüngliche Name „Baldauf“ und nicht „Baldauf“ heißt; die Alten haben es mit der Schreibweise von Nanien nicht so genau genommen. Der richtige Name B a l d a u f dürfte wohl durch den Zusatz des Adelsprädikates „Waldenstein“ im Laufe der Zeit in „Waldauf“ verwandelt worden sein. Meines Wissens existiert nirgends in der ganzen Brignet Diözese ein Name „Waldauf“, während

der Familienname „Baldauf“ im Pustertal, Binkschgau und Vorarlberg vorkommt.

Florian Baldauf, der erstgeborene Sohn Georgens und der Walburga Wieserin, vermöglicher Bauersleute von Aisch des stiftbrünnerischen Gerichts Anras im Pustertal, hatte schon als Hirtenbub die Reckheit, einem Bären das von seiner Herde geraubte Schaf abjagen zu wollen. Das Tier, darüber ergrimmt, faßte den Jungen am Leibe und so wälzten sich beide auf der Erde solange, bis sie über einen Felsen stürzten. Der Bär, schwerer als der Hirt, fiel zuerst auf und zwar auf einen scharfen Stein, daß er sich das Rückgrat quetschte und so halbtot liegen blieb. Auf solche Art entkam der vermeffene Bub der Todesgefahr. Selbst vom Schrecken ganz erschüttert, ging Florian voll Reue nach Hause und erzählte, was ihm begegnet. Weil man den Bären am angezeigten Orte in jenem Zustande antraf, wie der Bub angegeben, fand man keiner Ursache, an seiner Erzählung zu zweifeln.

Kurz darnach wandelte ihn der Mutwillen an, zwei Stiere seines Vaters, die er eben schlachte, mit den Schwirren zusammen zu binden und sodann zur Wit zu reizen. Allein dies ging so übel ausfallen, daß beide Stücke dieses Viehes von einem Falltort liegen blieben. Florian wollte den Lohn seiner Suberet von der Hand seines Vaters nicht erwarren, jandern ergriff, sein Heil anderswo zu fragen, die Flucht.

Er kam dann bis Sterzing, wo er einen großen Herrn antraf, den er um ein Almosen bat. Dieser fragte den Florian, woher er käme, wohin er wollte und was dergleichen mehr war. Aus den Antworten erkannte der Forschende, daß in diesem „bäuerlichen Klumpen“ ein ausnehmendes Talent wüßte verborgen sein. Darum nahm er den flüchtigen Baldauf zu sich und ließ ihn zu Wien studieren, wozu er seiner Hoffnung entsprach. Darauf begab sich Baldauf in Kriegsdienste, war aber als ein Beslehrter nebenbei auch immer noch Staatsmann und zu allem brauchbar. Ueberall zeigte er die tiefste Einsicht, allenthalben reine Treue und die strengste Gewissenhaftigkeit.

Besonders machte er sich einen großen Namen, als er im Jahre 1488 die Truppen des Kaisers Friedrich IV. (der letzte in Rom gekrönte römisch-deutsche Kaiser 1440—1493) in Flandern anführte, die Stadt Brügge einnahm, den daselbst gefangenen König Maximilian (Kaiser 1493—1519) in Freiheit setzte und die „Widriggesinnten“ unter den Gehorjam des Hauses Oesterreich brachte.

In darauffolgenden Jahre begleitete er den bemelbeten römischen König nach Holland, wo er auch wieder einige auführerische Städte zur Pflicht wies. In Amsterdam saß der König Maximilian auf ein leichtes Fahrzeug und ließ stark rudern, wozu noch ein stier gar zu günstiger Wind kam, daß also das königliche Schiff ganz unerwartet von der übrigen schwer beladenen Flotte abgefondert ward. Ein darauf folgender dichter Nebel machte alsdann, daß man die Flotte auch noch aus den Augen verlor. Endlich erhob sich ein so kalter Wind, daß das Meer mit Eis überzogen ward. Das Schiff war also eingefroren, von der übrigen Flotte ver-

lassen und noch dazu so beschädigt, daß das Wasser unten eindrang.

In solch augenscheinlicher Gefahr, da alle im Schiffe zu Gott um Rettung riefen, machte Baldauf mit heller Stimme zu Gott das Gelübde, wann sich die Gefahr glücklich wende, so wolle er jenes tun, befördern und stiften, was er erkennen würde, daß es Gott, der seligsten Jungfrau und allen Heiligen am liebsten sei. Raum war das Gelübde vollendet, so lag der kalte Wind, der Nebel verschwand und die Sonne spielte mit ihren Strahlen, obwohl es im Winter war, doch so kräftig aufs Eis, daß es in verwunderlicher Eile zerschmolz. So ward zwar das Schiff befreit, aber des immer noch eindringenden Wassers wegen in nicht geringer Gefahr, nochmals zugrunde zu gehen, obgleich man beste Aussicht hatte, in 3 Stunden zu Harlem ans Land steigen zu können.

Endlich nach einer sorgenvollen dreistündigen Fahrt stieg man glücklich aus. Aber kaum war der Letzte aus dem Schiffe, so sank dasselbe aus Ueberschwere des Wassers dem Hintertheile nach schon in die Tiefe des Meeres. Der erste Weg war nun zur Kirche, Gott zu danken. Darnach begab sich Baldauf zu gelehrten, gottesfürchtigen Personen, in Ansehung seines Gelübdes den göttlichen Willen zu ersuchen.

Man riet ihm also, eine Predigtstühle zu stiften, der Mutter Gottes zur Ehr eine Kapelle zu errichten und eine Reliquienammlung zur allgemeinen Verehrung aufzustellen. Zur Erfüllung des letzteren machte Florian, der damals schon zum Richterstande erhoben war, den Anfang in den Niederlanden. Er sammelte in allen berühmten Abteien, bei Domstiften und Höfen fast aller Provinzen Deutschlands, Ungarns und Italiens. Seltene, vielfältigen Heisen mit König Maximilian, seine Gesandtschaften und Kommissionen, kaiserliche, königliche und fürstliche Empfehlungen und des Sammlers selbst eigenen, einnehmenden Eigenschaften gaben Gelegenheit und bewirkten, daß der gottliebige Ritter bald eine erstänliche Anzahl von den ansehnlichsten Reliquien zusammenbrachte. Er hatte unter dessen das Gerichtschloß Kettenberg unter Hall ganz vom Grunde aus neu wiederhergestellt und der hl. Mutter Anna eine Kapelle gebaut, wo er unterdessen den Schatz seiner Heiligtümer hinterlegte.

Zum wahren Aufenthalte desselben aber war die schon im Jahre 1552 erbaute Pfarrkirche zu Hall bestimmt, worin er zur Evangeliensette eine schöne Kapelle auführte, die den 19. März 1500 vom brünnerischen Weihbischof Conrad geweiht wurde. Den 9. Mai 1501, eben zur Marktzeit, stellte Baldauf hernach die Feierlichkeit der Einsetzung der hl. Reliquien an. Dazu erschienen die Aebte vom Inntal, die unter goldenen Baldachinen die Gefäße der vornehmsten Heiligtümer trugen. Der Welt- und Ordensgeistlichen, die das Nämliche taten, war eine ungeheure Anzahl anwesend, daß man wohl sagen konnte, man habe in jener Gegend so viele nie bekommen gesehen. Zudem begleitete die Prozession auch der Kaiser Maximilian mit seinem ganzen Hofstaat und dem umliegenden Adel. Die

Reihen beiderlei Geschlechts ritterständiger Herren und Frauen beschloß der Stifter, seine Ehefrau Barbara von Mitterhofen und der Sohn Johannes selbst. Die anwesende Volksmenge ward bei angestellter Zählung 32.782 Köpfe stark befunden.

Papst Alexander VI. bestätigte diese Stiftung mit dem, daß er alles, was in Zukunft wider des Stifters Sinn daran sollte verändert werden, als nichtig erklärte mit angehängter Bannstrafe ohne alle Rücksicht der Personen. Im Betreff der übrigen Freiheiten sollte diese Kapelle durchgehends dem sogenannten Campo Santo zu Rom gleich sein. Papst Julius II. bestellte dieser Stiftung drei Schirmherren in den Personen des jeweiligen Dompropstes zu Salzburg und der Dekane von Brigen und Trient und damit sie ihrem Auftrage mit mehr Nachdruck nachkommen könnten, bewaffnete er sie mit der Gewalt, mit Zensuren (kirchliche Strafen), gegen diejenigen vorzugehen, die sich erfrechen würden, gegen diese Stiftung etwas Widerrechtliches zu unternehmen.

Der Kaiser Maximilian tat seinerseits (inbetreff der Schirmherren und Richter) das nämliche, insofern auf diese Stiftung etwas zu schlichten wäre und ernannte dazu den Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe zu Regensburg und Brigen, den Fürstbischof zu Keßweten, den Abt zu Wilten, Propst, Dekan und Kapitel zu Brigen, den Landhofmeister, den Marschall, den Landeshauptmann, Kanzler, Statthalter und Regenten von Tirol nebst den Städten Kempten, Meran, Hall, Innsbruck und Sterzing als Schirmherren und Richter dieser Stiftung. Endlich, weil es zu dieser Reliquiensammlung gleich auch von den entferntesten Orten eine große Menge von Wallfahrern herbeizog, erklärte der Kaiser es vorläufig für ein Verbrechen verletzter Majestät,

insofern sich jemand erkecken würde, einen solchen Wallfahrer unverschuldeter Weise zu beleidigen.

In diese Kapelle stiftete Ritter Florian Baldauf von Waldenstein auch zwei Priesterpfünden, von denen die erste das Prediger-, die zweite das Amt-halterbenefizium genannt ward, so geschehen i. J. 1501, wie anfangs bemerkt worden. — Ein Neffe desselben gleichen Namens, Florian Baldauf, Ritter von Waldenstein, der Gottesgelehrtheit Doktor, Damherr zu Brigen und Trient und Dekan des Stiftes Amstetten, stand abermals im Dienste eines Neffen des Papstes Julius II., nämlich des Kardinals und römischen Vizekanzlers Sixtus von Ruvere und wurde mit eben diesem Kardinal selbst den päpstlichen Haus- und Tischgenossen beigezählt und starb zu Brigen am 8. Dezember 1521. (Stannacher III, Seite 492.)

Im Laufe der Zeit ist das Vergebungsrecht dieser Benefizien vom Geschlecht des Stifters auf den Stadtrat in Hall übergegangen. Der fromme Stifter selbst starb am 1. Jänner 1510 und liegt in Hall begraben.

Wenn der eine oder andere Leser dieser Zeilen gelegentlich eine Wallfahrt zur Absauer Muttergottes unternehmen oder sonst einmal nach Hall kommen sollte, so unterlasse er nicht, auch die Wallfahrt zur Baldauffchen Gnadenkapelle in der Haller Pfarrkirche zu machen und neben der dortigen Gnadenmutter auch allen jenen Heiligen seine geistlichen und leiblichen Anliegen vertrauensvoll vorzutragen, deren Reliquien dort aufbewahrt sind und die seinerzeit, wie wir vorher gehört haben, von Papst, Kaiser, Bischöfen, Äbten, Adel und Volk so hoch geehrt und geschätzt worden sind, daß die zahlreichen Wallfahrer dorthin zwar des Kaisers besondern Schutz genossen haben.

Hochzeitsbräuche im Fäniebergl.

Von Jg. Ingruber.

Zum größten Teile sind mir unvergeßlich geblieben meine seligen Kindheits- und glücklichen Jugendjahre, sowie die damals herrschenden Bräuche und Zustände. Manches Gute, Brauchbare und Schöne ist seitdem leider abhanden gekommen, größtenteils auch in Vergessenheit geraten. Nur ältere Leute werden sich noch darauf verstehen, wenn sie daran erinnert werden. Mitunter einmal ist auch Besseres an Stelle des Alten getreten, besser in Ursache und Wirkung. Die Zeit hat eben auch die häuerliche Bevölkerung auf andere Wege geführt, auf Wege, die den geänderten Verhältnissen angepaßt werden mußten.

Nicht ein Fortschrittschwärmer in gewöhnlichem Sinne ist der Östirroler; a nein, er ist vielmehr besorgt, dem Guten das Beste und von zwei Uebeln eben auch wieder das bessere zu wählen, allein nur zu häufig wird ein unerwarteter Strich durch seine Rechnung gemacht. Doch ich wollte ja nicht ein Loblied über das Aphenbrödel singen, sondern über alte und neue Hochzeitsbräuche im Fäniebergl berichten.

Größere Banerehochzeiten wurden nach gehöriger Vorbereitung in der Regel im Fasching oder im kalten Kirchtag, d. i. im Monate November abgehalten. Der Vorbereitungen gab es selbstredend verschiedene.

Hatten sich zwei junge Menschen, manchmal nicht ohne äußerliche Einflüsse, geeinigt, Hand in Hand durch's Leben zu gehen, dann folgt entweder unter vier Augen oder in Gegenwart und mit dem Segen der Eltern die Verlobung mit Festlegung der Brautstandsfrist. Je nach der Dauer derselben müssen rechtzeitig die mehr oder weniger nötigen Einkäufe besorgt und die Ausstattung zustande gebracht werden, wobei es nach dem Herkommen ziemlich genau umschrieben war, welche Gegenstände für den den gemeinsamen Haushalt die Braut und welche der Bräutigam beizustellen hat.

Eine offizielle Werbung unternimmt der Bräutigam mit einigen seiner nächsten Verwandten oder Freunden erst wenige Wochen vor dem festgesetzten Hochzeitstage im Elternhause der Braut. Obwohl vorher angesagt und erwartet, gestattete

sich der Empfang der seltenen Besucher dennoch gewöhnlich äußerst befremdend und schelnbar unwissend, wenngleich sie sofort eingeladen wurden, sich zum gedeckten Stubentische zu setzen, während sich die Hauptperson überhaupt nicht blicken ließ. Erst nachdem schon die längste Zeit über gleichgiltige Dinge, wie Wetter, Ernte, Viehgabe u. dgl. geredet und unterhandelt wurde, fiel es endlich einem Mitwerber ein zu fragen: „Ja, wo ischt denn heunt enka Tochter, de Moibl, Lise?“

„Mei, ob weat wol nou in da Kuchl aufram oda in da Koinna nahn; nirtuen kon je goa nil, de narische Gittsche, Braugschise?“ erklärte und gegenfragte dann fast immer die Mutter.

„Na, na, brauchn nig, lei gean öppis gfragt hört i se. Hiez wär i oba glal gien schaugn, wo i je aufdraib.“

Nach kurzer Zeit kommt er dann mit der Braut in die Stube, worauf sofort ein leckeres Mahl mit Werberstrauen, Wein und verschiedenen Schnäpsen aufgetragen wurde. Unter dem Essen brachte dann einer der Begleiter des Bräutigams das Anliegen des Letzteren vor, ein Begehren, dem dann Braut und deren Eltern mit echtem oder auch scheinbarem Widerstande Folge geben mußten. Sodann wurde meist die vermögensrechtlich Seite angeschnitten, über Mitgift, Ehevertrag u. dgl. verhandelt, womit die Tagesordnung vorläufig als erledigt galt und nur mehr einer der Mitwerber ein „Hoch“ auf das Brautpaar ausbringen und um den ekklerischen Segen bitten mußte. Jeder der Festteiligten bekam noch ein neues Schneuztüchl voll Werberstrauen mit auf den Weg.

Wenn überhaupt, wurde schon am nächsten Tage vor Gericht oder dem Notare „richtig gemacht“ und abends beim Pfarrer „Handreich“, erstes Tragen, gehalten. Sobald dann alles glatt abgegangen war, wurde die Hochzeit schon am nächsten Sonntage das erste Mal von der Kanzel aus verkündet, wobei aber weder Braut noch Bräutigam selbst in der Kirche anwesend sein durften.

Dann kam das Hochzeitleben und das war schier das Vergste, denn da hieß es gewappnet sein in jeder Richtung, weil an Kopf und Magen ganz bedeutende Anforderungen gestellt wurden. Möglichst gleich angezogen, mit gleichem Kunstblumenstrauße und feintuchenerm Hochzeitsmantel von schwarzer Farbe, großem Plüschkragen und Silberschnallen, hatte der Bräutigam mit seinem Mitläder (Bruder oder nahem ledigen Verwandten) zunächst in der Stadt und umliegenden Dörfern alle Blutsverwandten in auf- und absteigender Linie, alle ehentraligen und gegenwärtigen Geschäfts- und anderen Freunde und — wenn es besonders hoch hergehen sollte — ohne Rücksicht auf solche Verhältnisse, auch viele fogenannte bessere Leute, in ihren Wohnungen aufzusuchen und gebührend zur Hochzeit einzuladen, denn eine Ladung außerhalb des Hauses wurde selten angenommen. Dann erst kam die eigene Gemeinde, die fogenannte Nachbarschaft, an die Reihe, in der ja kein Haus und keine Person, angefangen beim Säuglinge in der Wiege bis zum grellen

Mütterlein im Ofenwinkel, übergangen werden durfte. Kam das wirklich hie und da einmal vor, dann mußte der Fehler noch rechtzeitig ausgebessert werden, wenn nicht Feindschaft daraus entstehen sollte.

Tatsächlich langweilig war die Formel, mit der die Ladung zu erfolgen hatte, denn sowohl beim Kommen als auch beim Gehen mußte immer wieder, unter gleichzeitiger Handreichung, derselbe Refrain und zwar vom Kleinsten bis zum Größten, vor dem Jüngsten bis zum Ältesten, vorgebracht werden: „Hiez göhest du ma holt gewiß af de Hoesit und zim Hause a (in die „Gibe“ am Falterabend oder ins „Frühstücl“ am Hochzeitstage) oba gewiß und gelt, a bist betu tuest du ma wo, a?“

Der Beladene, wenn er halt konnte, mußte selbst dann, wenn es ein geheimer oder offener Feind des Bräutigams war, anstandshalter darauf erwidern: „Jo, jo, wannu schuen mochn, daweil wünsch i da holt recht viel Glück und öppis beta will i da schuen a!“

Was Küche und Gaden zu leisten vermochte, dazu noch Wein und Brantwein in verschiedenen Sorten und Mafungen, wurde jedesmal den Hochzeitsladern vorgestellt und ordentlich eingewidigt.

In ganz gleicher Weise vollzog sich die Hochzeitsladung durch die Braut, die von einer ledigen Schwester oder Verwandten begleitet wurde.

Am der Woche vor dem Hochzeitstage ging's an's „Zafien führen“, an dem sich achst dem Bräutigam und seinem „Zungen Bar“ (Mitläder) meistens alle ledigen Freunde und Kameraden des Ersteren beteiligten. Mit leeren Leiternägeln, Kunstblumensträußen und mit bunten Bändern geschmückten Pferden, wurde unter gewaltigem „Hallo!“ zum Hause der Braut gefahren, sojense die Wegverhältnisse ein Fahren überhaupt zuzulassen und nicht der ganze Brautschatz in Kraben und Kragen befördert werden mußte, im welch letzterem Falle der Kastenführer halt zum Kastenträger wurde. Aber der Blumenstrauß und die machteluden Hahnenfedern durften dennoch nicht fehlen.

Ein leckeres Mahl erwartete da die frohgemuten Leute, dem dann immer noch ein Länzchen folgte, bis es Zeit zum Aufpacken wurde, dem die Braut oft schon mit sehr geteilten Gefühlen zusah. Aber jeder hatte ein Trostmort für sie und gar jeder nahm das mit Krapsen und Strauben gefüllte neue Schneuztüchl als „Bescheidessen“ von ihr gerne entgegen. Unter Singen und Summen ging's dann wieder auf demselben Wege zurück, dem in Entfaltung begriffenen Paarungsneße zu — Doch halt! Ein Hindernis! Der Weg ist verrammelt; eine „Klause“ ist da, die von vermunnten Männern mit seltenem Aufpuß bewacht und mit dem Bräutigam und seine Umgebung treffenden und oft sogar sehr anzüglichen Knittelerssen verteidigt wird. Aber auch der Bräutigam war gerüstet und hatte Leute zur Hand, die — ebenfalls aus dem Stegreife — auf jeden Bock einen gehörigen Trumpl zu geben vermochten. Nach längerem, mehr oder weniger erregtem Geplänkel, blieb ihm halt doch

nichts anderes übrig, als ein anständiges Pfgegeld zu entrichten, wenn nicht vorher das Ganze, unter gleichzeitiger Mitbeteiligung der oft sehr zahlreichen Zuschauer in eine wüste Balgerei mit nicht selten blutigem Ausgange, ausgeartet war.

Sehr in Anspruch genommen waren um diese Zeit jene jungen Burschen, welche zur Hochzeit gehen wollten und wer wollte das nicht? Sie mußten sich für die „Bubenzeche“ um eine Gitsche als Beförderin umsehen, denn für zwei gezahlt mußte dabei doch werden! Und gar manche spröde Schöne ließ sich gleich einer wehrhaften Festung mehrere Nächte hindurch vergebens belagern, namentlich dann, wenn es „nicht der Rechte“ war.

Den ganzen Nachmittag des Hochzeitvorabendes wurde sowohl im Hause des Bräutigams, als auch in jenem der Braut, gastiert, denn die Bäuerinnen brachten die „Gibe“ (Milch, Butter, einen Weißgebäckekranz u. a.). Auch die Kinder, alle und arme Leute durften mit dabei sein und thätig in die verschiedenen Schüsseln und Pfannen „einehaufen“. Abends kamen Buem und Menlicher, die nach glücklicher Erledigung der Tazelsreuden ordentlich die Tanzbeine schwingen, aber nur bis Mitternacht, „denn morgen war auch ein Tag!“

Die Trauung mit Hochzeitsamt war immer um zehn Uhr vormittags, nachdem vorher in den jeweiligen Festhäusern das Frühstück eingenommen wurde. In einem der Chorstühle der Kirche setzten sich hinne die „Jungen Buben“, denen sich lange Jahre stets der Hofhaus, unter „Kaiser“, beige-setzte und während des Hutes den Dvfergang um den Altar erajmete, denen dann alle Klinglinge folgten. Nach demselben kam der Bräutigam, geführt vom Altvater, im Gefolge alle Ehemänner. Die vom Brautführer und der Altvater geführte Braut wurde von sämtlichen Ehefrauen begleitet, während dieser Reigen von den Jungfrauen, unter Vorantritt der Kranzsetzfrauen geschlossen wurde. Ein Linkschaut-Kommando hätte die Augen der Buben gewiß nicht so in die Kirchenmitte zu konzentrieren vermocht, wie diese Besichtigung, Anka in die beiden Opferteller und dem Kirchenopferteller hatten Braut und Bräutigam und, noch vor die Ministranten etwas Geld und erstere überdies noch vor dem kopulierenden Priester ein schönes Tisch und einen Kunstblumenstrauß hinzulegen. Von den übrigen Hochzeitsgästen soll aber nicht selten einer nur die blechernen Opferteller zum Klingeln gebracht haben, ohne die in der Hand haltende Münze fallen zu lassen.

Scharf beobachtet wurde stets das Verhalten der Braut, namentlich während des Trauungsaktes, ob sie guter Dinge oder niedergeschlagen sei und ob sich überhaupt alles in herkömmlicher Weise vollzog, denn das gab Gesprächs- und Deutungstoff für längere Zeit.

Gleichsam als Schluß der kirchlichen Handlung wurde vom Brautführer und Altvater noch an alle Hochzeitsgäste und - wenn es langte - auch an die Zuschauer geweihter Wein verabreicht, dann setzte sich der Hochzeitsgast, mehr oder weniger ge-

ordnet, in Bewegung, von manchem jungen Fand hart erwartet, um knapp vor der Kirchentüre einen kräftigen Sauchzer loszulassen. Hier warteten Kinder und arme Leute, vor denen das Brautpaar handvollweis Kupfermünzen (Kreuzer und Viererpägen) auszuwerfen hatten, wobei das Alter durchgehends zu kurz kam. Während Böller- und Pistolen-schüsse nun zum Aufbruche in das Hochzeitsgasthaus mahnten, wurden noch einige Maß Glühwein kredenzt, der die fröhliche Feststimmung noch bedeutend hob. Nachher fuhren Brautleute, Funktionäre und wer sonst noch Gelegenheit hatte, in hochzeitlich bespannten Schlittensfuhrwerken mit geräuschvollem Schellengeläute ins Wirtshaus, wo sie bereits am Eingange vom Wirt und Spielteuten erwartet wurden, während die andern Hochzeitsgäste paarweise demselben Ziele zustapften.

Brautführer und Altvater hatten nun dafür zu sorgen, daß die bestellten Plätze an den Mahltafeln ordentlich besetzt und daß insbesondere die etwas teurere Brauttafel mit nächsten Verwandten und „besseren Leuten“ bestiftet wurde. Die Werbung für die Bubenzeche oblag den „jungen Buben“.

Für die Reihensolge der Mahlgänge war besonders vorgeesehen und durfte davon ja nicht abgewichen werden. Suppe, Witzle, Eingemachtes, Fleisch in verschiedenen Auf und Zutaten, Knödel mit Kraut allerlei Gebäcksorten aber noch einer Helben Wein für jeden Mahltischnehmer war üblich. Der Preis für das ganze Mahl war fabelhaft billig und bewegte sich so zwischen ein und drei Gulden. Weniger Wänge gab es in der Bubenzeche, dafür wurde dort aber viel mehr Wein verteilt, so daß oft kein allzu großer Preisunterschied zu bemerken war; freilich hatte jeder Bue für zwei zu bezahlen.

Gelangt und gesungen wurde vom Anfange bis zum Ende nach Herzenslust, und gar mancher grauhäutige Griesgram mit starren Beinen verriichte der Besichtigung nicht zu widerstehen; der äußere oder innere Drang war eben zu groß. Mauerblümchen war eine seltene Erscheinung.

Nur nach dem Knödelessen wurde von den bisherigen Nachbarbuben die Braut, meistens auch von einem Nachbarinädels der Bräutigam: „gestohlen“, in die nächsten Gasthäuser gebracht und dort auf Kosten des Brautführers und Altvaters macker drauslosgelebt und drauslosgetanzt, wobei sich natürlich auch die andern Hochzeitsgäste beteiligten, denn „da kostet nichts“. Maskiert und mit Laternen bewaffnet wurde dann auf die Suche gegangen und die angelaufene Fehrechnung mit größerem oder kleinerem Augenaufschlage beglichen. Fast in derselben Rangordnung erfolgte dann die Zurückkunft ins Festgasthaus, wo, ohne Zeitver-säumnis wieder weiter „gearbeitet“ wurde, wie zuvor. So gegen neun Uhr abends war das Hochzeitsmahl beendet und fuhren die neuen Eheleute mit ihrer nächsten Umgebung ihrer gemeinfamen Heimat zu, meist herzlich froh, diesen für sie so angestrengten Freudentag endlich hinter sich zu haben. Beim Verlassen des Gasthauses mußte noch

im Hausgange oder auf der Straße eine Zeitlang getanzt und von jedem Einzelnen Abschied genommen werden. Am nächsten Tage war stille Nachhochzeit und folgte nach der hl. Messe das vorgeschriebene Ehegamen. Darauf mußte die Wirtshausrechnung des Vortages beglichen werden, denn das Mahl des Brautpaares, der Zeugen und noch für zehn und mehr Personen aus der nächsten Verwandtschaft, dann die Spielleute, das Pferdewutter u. dgl. wurde immer auf Konto des Brautigams gebucht. Aber sie hatten es ja schon beim Laden eingenommen und die Braut überdies noch Reisten, Wolle, Wäsche usw.

Das Tanzen und Singen ging, nach der Wegfahrt der Brautleute noch unermindert oft bis weit in die Morgenstunden hinein fort, denn es waren sog. Werktagsleute gekommen, die sich teils ebenfalls austoben, teils auch ihre auf der Hochzeit gewesenen „Schätze“ heimzuführen wollten. Da war es mit der Eeilligkeit meistens vorbei, denn die leidige Eifersucht zog handgeißelte Zermürnisse nach sich. Viele Herzensblindnisse gingen deswegen oft in Tölpel und noch mehr in Verhättnisse zu Grunde, ja waren so doch vielen unbeschadet von

Leidenschaft und ohne prüfende Ueberlegung. Viele unbesonnene junge Menschen haben sich bei solchen Gelegenheiten auch schwere Krankheiten, ja öfters sogar den Keim eines vorzeitigen Todes geholt, indem sie, schweißtriefend vor Erhitzung, behufs Abkühlung den kalten Wasserstrahl des Hausbrunnens auf den Kopf leiteten oder in eiskalter Winternacht mit pudelnasser Leibwäsche den Heimweg antraten.

Wenig hat sich von diesen ehemaligen Hochzeitsgebräuchen bis auf den heutigen Tag erhalten, wie es auch nur äußerst selten mehr vorkommt, daß Bauerhochzeiten in so großem Stille stattfinden. Meistens geht es bei derlei Gelegenheiten ganz still her: fünf bis zehn Personen aus dem Kreise der nächsten Verwandtschaft, das ist alles. Oder die Leute lassen sich auswärts, in irgendeinem Gnadenorte trauen, um sich und anderen unnütze Kosten und Anstrengungen zu ersparen und gleichzeitig vielleicht auch ein Stück Welt zu sehen. Saurbier ist dabei nur das Eine, daß nämlich die älteren Leute fast immer behaupten, so sei es besser, während die liebe Jugend gerade in dieser Hinsicht an alten Gebräuchen zu hängen scheint.

Die Kirchen Osttirols im Jahre 1614.

Von Dr. Franz Martin, Salzburg. (Schluß.)

20. St. Maria und Johann Bapt. in Mitterwald. Zwar klein, doch besonders fehr geliebt. Der Altar ist der Schönheit der Kirche entsprechend. Die Orgel sehr schön, auch die Orgelkammer schön zeigt, repariert werden. Die Kirche ist von Johann Baptist, Bischof von Triest, erbaut und ausgestattet worden (1602).

21. Pfarrkirche St. Alban in Windischmatrei. 3 Altäre: 1. St. Alban, 2. hl. Kreuz, 3. hl. S. Anna, 4. Heil. Joseph, 5. Michael, 6. Heilige. Die Eucharistie wird in einer vergitterten Manerntische aufbewahrt. Der Platz außerhalb des Friedhofes, wo die ungetauften Kinder begraben werden, soll mit einer Mauer umfassen werden. Es sind 5 Kelche vorhanden, die Manerntisch soll nicht weiter zur Aufbewahrung von Reliquien hergenommen werden. 3 Bruderschaften: 1. Schuster und Lederer (hl. Maria), die an den Festtagen 17 Kerzen vor dem Marienaltare brennen, 2. Schneider (hl. Apostel), 3. Weber (hl. Michael). Erstere haben eine Urkunde von Erzbischof Johann Jakob von 1575, die zweite eine von einem Dompropst Balthasar von Kannach (gest. 1606), die letzte bittet um eine Urkunde.

Pfarrer ist Georg Hernl, von Gastein gebürtig, ca. 38 Jahre alt, seit 1602 Priester und seit 23. Februar 1605 Pfarrer. Er studierte in Salzburg und München. Kommunikanten sind mindestens 2100. Die letzte Delung ist nicht gebräuchlich, außer bei den Marktbürgern. Es ergeht der Auftrag, sie auch bei den Bauern einzuführen.

22. Filiale St. Nikolaus am Berge. Drei Altäre: 1. Hochaltar mit häßlichen und ansüßigen

gen Statuen, 2. auf der Empore hl. Georg 3. 14 Nothherren. Gottesdienst in der Kirche und Pöchlingerkapelle.

23. Kapelle St. Laurentz in Scharfsee. Die Kapelle ist wegen der Finsternis in derselben ist die Kirche zu erweitern und die Kapelle auszubauen. Der Altar Gottesdienste wie vor 17 Jahren. Der Pfarrer brachte eine sehr alte Aufzeichnung, demnach die Pfarre zu einer Messe an allen gewöhnlichen Sonntagen verpflichtet ist. Da diese aber nicht besetzt und nur eine private Aufzeichnung ist, kann der Pfarre zu nichts verhalten werden.

24. Filialkirche St. Veit in Döflinger. 10. 3 Altäre: 1. Hochaltar, 2. u. l. Frau, 3. Mikhael, 4. in der Kapelle St. Elisabeth, 5. in der Kapelle St. Anton (Fremd). Die Eucharistie wird in einem Beamtentabernakel aufbewahrt, das an der rechten Seite des Hochaltars angebaut ist. Der Friedhof soll von den Bäumen gesäubert werden und außerhalb ein eigener Platz für die ungetauften Kinder mit einer Mauer eingefangen werden. Vikar 11 Balthasar Angerpeuntner D. S. B. von Matt am Inn, Diözese Freising, seit 13 Jahren außerhalb des Klosters vagierend, 3 Jahre in Mattrei und 9 in Döflinger. Er soll sich bis nächstes Georgi in sein Stift zurückbegeben.

25. Filialkirche St. Leonhard in Feistritz. 3 Altäre, davon die Seitenaltäre ohne Bilder. In einer Nische werden Reliquien aufbewahrt; sie ist zu vermauern und dort ein Bild aufzuhängen.

26. Pfarrkirche St. Virgilius in Virgen. 4 Altäre: 1. Hochaltar, 2. u. l. Frau,

mit hölzernen Statuen, 3. 12 Apostel, 4. Alle hl. Jungfrauen, auch diese Statuen sind zu verbrennen.

Pfarrer in Birgen ist seit 12 Jahren Valentin Fercher, 58 Jahre alt, nach den 4 niederen Weihen hat er geheiratet, 1592 das Subdikonat, Diakonat und Priesterweihen empfangen, zu Salzburg und Ingolstadt studiert, 1300 Kommunikanten.

Die Kooperatur versteht der Benefiziat Heinrich Lantthaler, Sohn eines Bürgers und Richters von Matrei, seit 1583 Kaplan in Rabenstein, hatte von einer Konkubine zwei Knaben und 7 Mädchen, die jetzt alle verheiratet sind.

27. Filialkirche Sankt Leonhard im Schloß Rabenstein. Nur ein Altar. Es besteht nur ein Benefizium mit drei Wochenmessen.

28. Filialkirche H. L. Frau in Mauru. 3 Altäre: 1. H. L. Frau, 2. Martin, 3. Jakob. Eucharistie in einer Mauerische. Der Friedhof soll von den Vätern und den Kucherknechten gesäubert werden.

29. Filialkirche Aller Heiligen auf dem Berge. Nur ein Altar.

30. Filialkirche St. Andreas in Fregratten. 3 Altäre: 1. Baron, 2. Jakob, 3. nicht konsekriert.

31. Filialkirche St. Jakob in Deiriggen. 3 Altäre: 1. Patron, 2. H. L. Frau, 3. hl. Georg. Der Taufstein soll mit einem Deckel versehen werden.

Bikar ist Leonhard Lanter, Bürgersohn von Innsbruck, 51 Jahre alt, seit 1582 Priester, Bikar seit 4 Jahren. Die letzte Nelung ist nicht Brauch. 304 Kommunikanten. Ueber Beschwerde einiger Leute wird dem Vikar aufgetragen, sich mit der Maß Wein bei Rindslauten zufrieden zu geben und auch den Mesner daran teilhaben zu lassen.

32. Pfarrkirche St. Rupert in Kals. 6 Altäre: 1. Rupert, 2. H. L. Frau, 3. Katharina, 4. 12 Apostel, 5. auf der Empore hl. Kreuz, 6. auch dortselbst hl. Georg. Eucharistie in einem steinernen Tabernakel an der rechten Wand.

Pfarrer ist seit 1612 Matthäus Krafft, Sohn eines jetzt noch lutherischen Gerichtsdieners von Kirchenlamitz, Diözese Raumburg, 82 Jahre alt, konvertit seit 1604, Priester seit 1611. Hat 5 Brüder und Schwestern bei sich, alle Konvertiten, die er unterhält. 900 Kommunikanten

32. Filialkirche St. Georg. Nur ein Altar.

33. Filialkirche St. Peter auf dem Berge Diers (Burgerberge). Ein nichtkonsekrierter Altar.

34. Pfarrkirche St. Martin in Dölsach. 5 Altäre: 1. Hochaltar, 2. Kreuzaltar in der Mitte der Kirche, der zu beseitigen ist, 3. H. L. Frau, 4. Alle Apostel, 5. auf der Empore hl. Gregor. Steinerne Tabernakel an der rechten Mauer.

35. Filialkirche St. Margarethen. Nur ein Altar.

36. Filialkirche St. Georgen. Von den zwei Altären ist der Seitenaltar nicht konsekriert.

Pfarrer von Dölsach ist Florian Gasser, Priester seit 1598, Pfarrer seit 1612, ca. 40 Jahre alt, studierte in München und Regensburg. Hatte bis vor 8 Jahren eine Konkubine in der Diözese Birgen, von der er zwei Kinder hat. Dem Kooperator zahlt er außer der Verpflegung wöchentlich 1 Gulden.

37. Filialkirche St. Bartholomäus in Gravendorf. 3 Altäre: 1. St. Bartholomäus, 2. H. L. Frau, 3. Florian. Eucharistie in einer Mauerische. Der Friedhof ist rein zu halten.

38. Filialkirche St. Helena in Ruzdorf. Der zweite Altar ist der hl. Maria geweiht. Wegen des Friedhofes wie vor.

39. Vikariatskirche St. Michael in Leisach. 3 Altäre: 1. Michael, 2. Maria, 3. Anna. Vikar ist Johann Mettensdorfer, Karmeliter von Bamberg aus dem Kloster Lieng, 68 Jahre alt.

40. Filialkirche St. Martin in Bomperg. Der zweite Altar ist den Heiligen Maria und Vitus geweiht.

41. Vikariatskirche St. Bartholomäus in Eggisdorf. 3 Altäre: 1. St. Bartholomäus und Jakobus, 2. S. M. V. 3. nicht geweiht.

Vikar ist Lorenz Wandeler, Wirtsohn von Metnitz in Kärnten, 61 Jahre, war 20 Jahre hindurch Seelsorger in Billgratten, in T. erst seit 8—9 Wochen. Seine Konkubine, die er seit 30 Jahren hat und mit der er 5 Kinder zeugte, wohnt bei ihm, da sie mit ihren 55 Jahren ihr Brot nicht verdienen kann, ist aber aus Furcht vor der Kommission entflohen. Ca. 500 Kommunikanten, darunter auch einige Heretiker. Er erhält den Befehl, die Konkubine mindestens 6 Meilen weit zu entfernen.

42. Burgkapelle St. Sebastian und Nikolaus in Lengberg. Ein Altar. Damit sich der Raum von einem profanen unterscheidet, sind die Apostelkreuze an die Wand zu malen.

43. Filialkirche St. Chrysant. Ein schöner Bau. 3 Altäre: 1. Chrysant, 2. Wolfgang, 3. wieder Chrysant.

Osttirol unter französisch-illyrischer Herrschaft. (1810—1813.)

Von Koop. Karl Maister, Unras.

Osttirol befand sich nach dem Kriege des Jahres 1809 ungefähr in einer ähnlichen Lage wie Südtirol seit dem Jahre 1918. Ein blutiger Krieg, der fast übermenschliche Opfer an Menschenleben und materiellen Gütern gekostet hatte, war trotz

alles Heldenmutes, alles Opferfinnes verloren, das Land einem bestgehaften Feinde ausgeliefert, dem man alles, nur nichts Gutes zutrauen konnte, wie die Erfahrung lehrte; bald sollte sich auch die schlimmste Befürchtung bestätigen: Die politische

Zerreißung des Landes wurde zur Tatsache, weite Gebietsteile desselben kamen unter fremdsprachige Herrschaft. Jahrhundertlang stand das Volk Tirols in geschlossener Einheit unter Oesterreichs Herrschaft; 1500 war der tirolische Teil der Grafschaft Görz, 1507 Kufstein, Rißbhel und Rattenberg mit dem „Land im Gebirge“ vereinigt worden, seitdem hatten weder die inneren Unruhen des Jahres 1525, noch die Anstrme der Schweden (1632), der Bayern (1703), oder der Franzosen (von Sölden her im spanischen Erbfolgekrieg) an der politischen Geographie des Landes etwas geändert. Auch die Verluste des Jahres 1809 hätten Tirols Kraft nicht erschöpft, wenn nicht die Mißerfolge auf den entscheidenden Schlachtfeldern Oesterreichs Kaiser zum Frieden von Schönbrunn gezwungen hätten. (Als Parallele erinnern wir uns an Tirols treue Grenzwehr im Weltkriege und den Beginn des Zusammenbruches Oktober 1918.)

Am 14. Oktober 1809 schloß Kaiser Franz I. mit Napoleon I. den Frieden von Schönbrunn; Tirol verblieb bei Bayern, zu dem es seit dem Pressburger Frieden (26. Dez. 1805) gehörte, Salzburg und Berchtesgaden mußten an Bayern, Galizien an Rußland, bezw. das Herzogtum Warschau, die südlichen Provinzen an Napoleon abgetreten werden, der aus letzteren ein neues Reich, das der illyrischen Provinzen, schuf.

Napoleon war aber zu sehr ergrimmt, als daß er Tirol als Ganzes bei Bayern hätte verbleiben lassen; einerseits richtete sich sein Zorn gegen jenes Bergland, an dessen Toren sich die kriegstchtigsten Generale unvorsicht verbluteten; das allein noch Widerstand leistete (13. August 1809), als doch schon ganz Europa gehorsam und demütig zu seinen Fußen kniete, dessen erbitterte Shne sich noch 2 Monate nach geschlossenem Frieden erkhnten, seinen Soldaten die Befreiung ihrer Heimat zu wehren (Schlacht bei Linet 8. Dez. 1809). Zwar hute das Iseltal diese letzte Kühnheit schwer (Strafexpedition nach Matrei, Weihnachten 1809, Hinrichtungen in Matrei, Kals, Deferegggen, Linet, Lienz); aber der Weltbeherrscher scheint gewöhnt zu haben, daß im Punkte der Landeseinheit Tirol am empfindlichsten getroffen werden kann; zudem galt sein Unmut andererseits auch dem unlängst geschaffenen Königreich Bayern, das in 4jhriger Verwaltungszeit nicht verstanden hatte, sich die Sympathien der Tiroler zu erwerben, ja nicht einmal die Antipathie gegen die neuen Herrscher zu überwinden. Beide Objekte des „Allerhöchsten Zornes“ wurden getroffen, indem ein Federstrich Napoleons am 28. Feber 1810 (Pariser Traktat) die Zerreißung Tirols verfügte: „300.000 Seelen“ des südlichen Tirol sollten von Bayern abgetrennt und teils dem Königreich Italien einverleibt (als Dipartimento Alto Adige und Teil des Dipartimento della Piave), teils den neugeschaffenen illyrischen Provinzen angeschlossen werden (der heutige polit. Bezirk Lienz mit Innichen, aber ohne W. Matrei,

das als salzburg. Landesteil keinerlei Beziehung mit Tirol hatte).

Auf Grund einer Bestimmung Napoleons vom 28. Mai sollte die Besitzergreifung und der Beginn der Zivilregierung, die an die Stelle der seit Tirols Unterwerfung bestehenden französ. Militärregierung zu treten hatte, am 10. Juni 1810 erfolgen. In Matrei sprachen sich schon seit Sommer 1810 Gerüchte herum, als ob auch der Bezirk dieses uralten Pfleggerichtes von seinem salzburgischen, inzwischen bayrisch gewordenen, Mutterlande abgetrennt werden sollte, zu dem es seit mehr als 600 Jahren ununterbrochen gehört hatte, um das Schicksal des übrigen Osttirol — Angliederung an Illyrien — zu teilen; aber trotz einer am 17. August d. J. in Bozen abgehaltenen Konferenz bayrischer und italienischer Kommissäre, welche im Sinne dieses Gerchtes entschieden hatte, bte Bayern in Matrei immer noch die gleichen Rechte aus, wie im übrigen salzburgischen Territorium. Davaus wollten einige immer noch die täuschende Hoffnung nehmen, mit der Vereinigung des Landgerichtes W. Matrei mit der illyrisch-krntnerischen Provinz dürfte es wieder eine andere Wendung nehmen; allein diese zogen nicht in Erwägung die natürliche Lage des Ortes und den allgemeinen Einfluß der illyrischen Regierung. So schrieb Matrei Wohlgenuth an seinen Nachbar, den kgl. bayr. Landrichter Keißigl in Mitterhill, als er in einem Bericht vom 27. Jänner 1812, beim Herannahen der ersten Konkription, wozu er des Landrichters Mitwirkung benötigte, denselben über die Verhältnisse in Illyrien aufklärte (l. l.). — Die Besitznahme von Matrei seitens Illyriens erfolgte am 8. Feber 1811 durch die beiden Kommissäre Krauß (?) und Blumenfeld.

Die illyrischen Provinzen („Provinces Illyriennes“), deren Geburtstag von Napoleons Gnaden der 28. Feber 1810 ist (Pariser Traktat), bestanden aus Osttirol, Kärnten, Krain, Teilen von Kroatien, Fiume, Littorale, Triest, Illyrien, Dalmatien und den dalmatinischen Inseln und wurden in eine Militrprovinz („Militrkroatien“) und 6 Zivilprovinzen eingeteilt. Sie unterstanden unmittelbar dem Kaiser Napoleon, der die Verwaltung einem Generalgouverneur, erst dem rücksichtslosen Reitergeneral Mormant, später dem mehr geachteten General Bertrand übertrug. (Bertrand war einer der Treuen, die ihrem Kaiser in die Verbannung nach St. Helena folgten; in seinen Armen starb der gewaltige Franzosenkaiser am 5. Mai 1821.) Eine der 6 Zivilprovinzen war die Province de Carinthie, Kärnten mit Osttirol mit den 2 Distrikten Villach und Lienz; ihr stand der Intendant vor, der seinen Sitz in Villach hatte, während der Generalgouverneur in Laibach residierte. Als Intendanten in Villach wirkten nacheinander Louis de la Muffange, Wilder (ehemals sterr. Kreisauptmann in Laibach), Charnage und die letzten 14 Tage der illyrischen Herrschaft Raimund Graf Auersperg.

Ein Dekret Bertrands (Ragusa 30. Okt. 1811) teilte die Provinz Kärnten in 11 Kantons, 8 im Lande Kärnten, 2 im abgetretenen Osttirol (Lienz und Sillian) und das ehemals salzburgische Gebiet, nun Kanton W. Matrei. Die Kantone umfaßten eine gewisse Zahl von Gemeindebezirken — Arrondissements —, die entweder Mairien genannt wurden, oder Syndicate, wenn die Seelenzahl zu gering war. Der Kanton Lienz umfaßte die Arrondissements Lienz, Dölsach, Linet und Rals; zum Kanton Sillian gehörten Sillian, Innichen, Billgraten, Karfisch und Anras. Der Kanton W. Matrei bestand aus den beiden Mairien W. Matrei und Tefereggan und dem Syndicate Birgen. Für die 3 tirolischen Kantone Illyriens, also den Distrikt Lienz, wurde eine Subdelegation errichtet, an deren Spitze der Subdelegue Baumes stand.

So war also zu Ende des Jahres 1811 die Einrichtung der illyrischen Provinzen und die Einsetzung der neuen Behörden vollendet, wie das napoleonische Organisationsstatut vom 15. April d. Js. verfügt hatte. Osttirol stand nun als Teil der illyr. Provinzen unmittelbar unter „Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes, Vermittler des Schweizerbundes etc. etc.“, wie sein Titel in den kaiserlichen Erlassen lautet. Der Regierungswechsel scheint im Allgemeinen nicht allzu schmerzlich empfunden worden zu sein; die bayrische Herrschaft 1806–09 war ja nicht so gewesen, daß man dem scheidenden Landesvater hätte Tränen nachweinen müssen. Zudem hatten die furchtbaren Erlebnisse des Winters 1809–10 die Osttiroler derart abgehumpft, daß es ihnen völlig gleichgültig war, zu welchem Reiche sie geschlagen wurden. Dieser Gleichgültigkeit hat eine Postertalerin dem General Raglovich gegenüber einem der Grenzregulierungskommissäre — Ausdruck gegeben; als er sie fragte, ob ihr nicht leid sei, von Bayern getrennt zu werden, gab sie ihm zur Antwort: „Wir werden jetzt Illyrisch und die Leute sagen, ob Illyrisch, ob bayrisch sei alles eine Suppe.“ (Hirn.)

Da die illyrische Herrschaft immerhin über 3 Jahre dauerte (Juni 1810 bis Okt. 1813), da sie die unmittelsbare traurige Folge des tirolischen Ruhmesjahres — 1809 — bildet und zudem überraschend viele Parallelen mit den Zuständen im heutigen Südtirol bietet, wollen wir uns mit den Einrichtungen, Verhältnissen und Mäten dieser Zeit etwas näher befassen, soweit sie Osttirol betreffen; wenn dabei W. Matrei besonders hervortritt, so liegt der Grund darin, daß eben für diesen Kanton ein fast vollständiges Archiv zu Gebote steht; doch werden sich die Matreier Verhältnisse mehr weniger in allen Teilen Osttirols wiederholt haben und das von Matrei Gesagte wird zum größeren Teil auch von den anderen illyrischen Orten gelten.

Politische Gemeinde-Verfassung.

Die alten Land-, Pfleg-, Stadtgerichte hatte schon die bayr. Regierung aufgehoben und das ganze bayrisch gewordene Osttirol erst dem Landgerichte

Lienz zugewiesen (1806 kgl. bayr. Regierungsblatt, p. 455), dann 1808 das Landgericht Sillian wieder aufgerichtet (königl. bayr. Regierungsblatt 1808, p. 751); das Pflegericht W. Matrei mit Defereggan wurde von Bayern belassen. Nun entthob die illyrische Regierung alle 3 Landrichter ihres Amtes und sperrte die Gerichtsarchive. Die Einteilung des Gebietes nahm in erster Linie auf die Seelenzahl Rücksicht, dann erst auf die örtliche Beschaffenheit des Gemeindebezirkes, auf die historische Entwicklung der Gemeinden überhaupt nicht. So kam es, daß Gebietsteile, die bisher verschiedenen Ländern angehört hatte, zu einer Gemeindegemeinschaft verschmolzen werden sollte, so das tirolische St. Jakob i. Def. mit dem übrigen seit 1207 salzburgischen Defereggan zur Mairie gleichen Namens. Der Kanton Sillian enthielt Gebiete, welche bisher zur Hofmark Innichen, zum Gerichte Heinfels oder zum Gerichte Anras gehört hatten. Der Kanton Lienz erstreckte sich sogar auf Gebiete 6 alter Gerichte: Stadt- und Landgericht Lienz, Gericht Lienzner Klause, Anras (Bamberg), Lengberg (salzburgisch) und das kärntnerische Greifenburg. Wer sich die alten Verhältnisse vorzustellen vermag, wo an jeder Grenze Mauthäuser standen, welche Zölle einhoben und so den Handel über das Gericht hinaus strangulierten, wo die Absperrung der Gerichte gegeneinander so weit ging, daß selbst der Heiratslustige seine Braut nicht in fremdem Gerichte suchen wollte (in Anras sind z. B. Heiraten mit den in Anras gerichtszuständigen Silliachern häufiger als mit den Heinfelsschen Abfaltershachern!), der kann sich vorstellen, wie fremd sich die neuen Glieder eines und desselben Arrondissements gegenüberstanden, wie schwer sie sich zusammengelebten, da sie jahrhundertlang trotz der Nachbarschaft nur lose Beziehungen unterhielten. Allein der Generalgouverneur umgrenzte von Ragusa aus nach Volkszahl und Karte die neuen Gemeinden, von einem Rekurse oder einer Petition dagegen ist nichts bekannt.

Die Arrondissements erhielten je nach größerer oder kleinerer Seelenzahl einen Maire (französisch, sprich Mähr) als Gemeindeoberhaupt, dem ein oder mehrere Adjuncten (in W. Matrei waren es zwei) sowie ein Municipalrat von 10 oder mehr Mitgliedern zur Seite stand, oder einem Syndic mit Suppleanten und Municipalräten als Mitarbeitern. Matrei als eine Mairie (sprich Mährie) mit unter 5000 Seelen erhielt seinen Maire, H. H. Wohlgemuth, durch den Intendanten; für größere Orte (über 5000 Seelen) ernannte der Kaiser selbst die Gemeinbehaupter. Der Maire in den tirolischen Kantonen war sicher nicht zu beneiden: ihm befahl man mit militärischer Strenge, sein Arbeitsfeld erstreckte sich über die Gemeindeverwaltung im engeren Sinne: Steuereintreibung, Straßen- u. Brückeneinhaltung, Schulaufsicht, Gewerbepolizei, öffentliche Ordnung etc., dazu kam noch, als besonders bittere Pille, seine Mitwirkung bei der ohnehin äußerst verhassten Konfiskation (Militärstellung), die vollständige Matrikenführung, die den Seelsorgern abgenommen ward, und ein Teil des Richteramtes.

Bitter beklagt sich Wohlgenuth in seinem Bericht an Keißig (1/1) über die Mannigfaltigkeit seiner Obliegenheiten, die nicht nur recht vortheilhaft seien, sondern, wenn sie vernachlässigt würden, Geldstrafen bis zu 500 Franken, ja selbst mehrwöchigen Kerker eintragen könnten. Um die Schwierigkeiten der Stellung eines Maires ganz zu begreifen, müssen wir mit der Unerfahrenheit des Volkes im Verkehr mit so strengen Behörden rechnen; denn früher, als der Pfleger, wenn er unter Umständen gerade beim „Fuderfassen“ war, auch vom Heufuder herab den Parteien Bescheid gab, oder von der Harpe herab Recht sprach, ging es etwas gemüthlicher zu; müssen auch mit der Unlust der Leute zum Gehorsam gegen eine aufgedrungene, anderssprachige Fremdherrschaft und damit rechnen, daß das Volk es gewiß nicht so eilig hatte, dem Maire zu gehorchen, wie er den strengen und äußerst kurzfristigen Befehlen des H. Intendanten oder Subdelegue gehorchen mußte.

Die Ueberlieferung nennt Wohlgenuth einen Franzosenfreund; diese Ueberzeugung gewinnt man jedoch nicht, wenn man seine Eingaben in Sachen der „Waldfrevler“ oder gegen das Finanzpersonal liest; am 15. März 1812 schreibt ihm Baumes in sichtlich indignierter Stimmung: „Mein Herr! Mir geht noch ein Kontribuirter ab, und ich sehe mit Mißvergnügen, daß es immer die Gem. W. Matrey ist, welche den Abmarsch des Kontingents verhindert.“ Und als er daraufhin das Ausbleiben dieses Rekruten rechtfertigte, muß sein Bericht ziemlich schief ausgefallen sein, denn unterm 26. März d. J. schreibt der Subdelegue: „Mein Herr, ich schicke Ihnen den Brief zurück, den Sie mir unter die (1) No. 143 anhero gesendet haben. Lesen Sie ihn wieder, unterdrücken Sie ihm (1) und erlauben Sie sich nicht mehr solche Schriften. Ich kann nicht, ich darf nicht und will nicht Schriften, welche die Gesetze, die uns regieren, beleidigen, annehmen (1/21).“ Ein „Franzosenfreund“ hätte sich derartige „Schriften“ wohl nicht erlaubt. Auch äußert sich der Maire nach dem ersten Jahre seiner Regierung derart abträglich über dieselbe, daß man an seine Freundschaft mit der Fremdherrschaft nicht glauben darf: „Vom Gesetze, mit welcher die Regierungsverordnungen abgefaßt sind, von einer Ordnung im Geschäftsgange, die unumgänglich notwendig ist, war bisher in Ägypten gar keine Rede, und niemand, der nicht selbst Gelegenheit hat, sich von der allgemeinen Unordnung und Inkonsequenz zu überzeugen, kann diese glauben, noch weniger aber sie begreifen (1/1).“ Wenn das, was Kryspin, Anmerkung 68, berichtet, auf Wahrheit beruht, daß sich Maire Wohlgenuth bei den vor ihm stattfindenden Ehefähigkeitsuntersuchungen in Nachahmung des kirchlichen Gebrauches der Stola seines Hofenträgers als Stola bediente, so war das seinerseits ein velleicht gutgemeinter Witz, aber ernstgemeint kann dieser Gebrauch vonsette Wohlgenuths nicht aufgefaßt werden, sein Bild erscheint aus den Akten doch etwas intelligenter.

Maire und Syndic hatten nach einem Dekret des Jahres 1800, aus der Zeit der Konsularregierung, im Amte ein eigenes Kleid zu tragen, das war (nach Keil, p. 66) ein blaues Kleid und eine rothe Ceinture (Leibbinde) mit dreifarbtigen Franzen“, das Amtskleid der Adjunkten unterscheidet sich nur durch die weißen Franzen an der Leibbinde; alle tragen außerdem einen unverbrämten französischen Hut. „Dieses Costüm muß der Beaufte immer tragen, wenn er in Functionen ist . . . es erinnert die Beamten, sich selbst in Ehren zu halten . . . lehrt die Bürger, ihre Beamten von einander unterscheiden.“

In Matrei standen dem Maire zur Seite: die Adjuncten Kautter und Sebastian Brumer (4. Okt.), Mairie-Secrétaire Negele (ein Gerichtsbeamter, nach 1814 Landgerichtsadjunkt in Matrei) und 11 Municipalaräte; die Kanzlei befand sich im Michbergerhaus (Besitzer Franz Wohlgenuth), woselbst auch der Mairieklener Perniz seine Wohnung hatte, der zugleich Kerkermeister war. Wenn Wohlgenuth in seinem Bericht an Keißig klagt: „die meisten dieser Individuen sind ungebildete Bauern, gemeine Leute, daher auch der Maire und die andern Vorstände des Raths durchaus nicht erwarten können, daß ihnen von ihren Aufgebotenen dasjenige geleistet werde, mit was ihnen in der allgemeinen Bekehrung vom 1. Dez. v. J. geschmeichelt wird“ (tätige, entlastende Mithilfe), so hat er wohl die Municipalaräte aller 3 Arrondissements im Auge, die naturgemäß zum größten Theile aus Bauern bestehen mußten, aber kann den Maire von Defereggen, Georg Tegischer, Bauer „auf der Mauer“ in St. Veit, der sich als sehr verständiger und besorgter Vertreter seiner Gemeinde erweist, auch nicht den Syndic von Birgen, Franz Treyer, denn auch dieser scheint in seiner Amtsführung pünktlich und gewissenhaft gewesen zu sein.

Daß man selbst im konfessionslosen Frankreich nicht intolerant war, bezeugt die Ausgabe von 7 fl. 24 kr. an den Bildhauer Johann Stütz für ein Kreuzbild (Journal 1812; IV. 1). Zum Schwören hätte man des Kreuzbildes nicht bedurft; der Eid der Beamten z. B. lautete (Keil, p. 21): „Ich schwöre Gehorsam den Konstitutionen des Reiches und Treue dem Kaiser.“

Die Reichssprache war natürlich die französische, zwar erschienen die meisten Verordnungen dreisprachig: französisch, italienisch und deutsch, jedoch verkehrten gewisse Aemter nur in französischer Sprache mit den Mairien, wie z. B. das Einregistrierungsamt, die Staatsdruckerei in Laibach („Telegraphie officielle“), die Gendarmerie etc. Nachdem aber nur 2 Personen im Bezirke waren, welche perfekt französisch schrieben, der Notar v. Hoffstetter und Vitali, der Sekretär des Subdelegues, taten sich die Maires leicht begreiflicher Weise sehr schwer; umso weniger ist es zu verwundern, wenn das Volk sich in den französischen Namen der Behörden nicht zurecht fand und viele Rechnungen von Professionisten etc. an den „Herrn Maire“ ausgestellt sind, oder für die „Mairiekanzlei“.

Die Verwaltung der Gemeindegelder wurde mit Dekret vom 2. Dez. 1812 dem Percepteur, Steuereintnehmer Georg Blieml, übertragen in allen jenen Gemeinden, deren Einkünfte weniger als 10.000 Franken betragen. Um diese für die Gemeinde Matrel nennen zu können, mußte man des Französischen mächtig sein, denn sowohl die „Budgets“ von 1812 und 13, wie auch die „Observations de l'Intendant general“ hiezu sind französisch, ohne jede deutsche Übersetzung (IV/11—14). Das Dekret der Uebergabe der Gemeindegelder diene als Probe des Bannes'schen Kanzleistiles: „Um den Gang des

(Fortsetzung folgt.)

Gemeindegeldes per 1812 zu sichern, ich lade Sie ein, ohne den geringsten Zeitverlust dem Eintnehmer ihres Canton zu übergeben 1. die schon eingekommene Gemeindegelder; 2. die Scheine per Legitimierung der schon gemachten Auslagen; 3. die Verzeichnisse und nötigen Dokumenten, um damit er die Conjunctgebühren, die Gebühren auf das Viech und anderen von Municipalrat bestimmten Taxen einreiben kann. Wenn diese Taxen und Gebühren noch nicht eingetrieben worden sind, sie müssen ohne weiteren Verschub eingetrieben werden.“

Dem Spinnen und Weben und von einem aus dieser Zunft.

Von Oberlehrer Joh. Brugger.

Der Landeskulturrat für Tirol trägt sich mit dem Gedanken, die Hausweberei in Tirol wieder einzuführen. Es ist daher gewiß für manchen von Interesse, über den, besonders im oberen Iseltale, einst so blühenden Erwerbszweig einiges in den Heimatblättern zu lesen.

Ich erzähle in nachfolgenden teilweise Selbsterlebtes, teilweise das, was ich aus bester Quelle weiß. Mein Gewährsmann ist der „Gute Gille“, der einige dreißig Jahre lang der edlen Weberzunft angehörte und als Webergeselle Pinzgau, das Zillertal und Brigental sowie Oberbayern kennen gelernt hat. Bekannt habe ich ihn als alten, blinden Mann mit goldenem Humor und einem jugendfrischen Herzen. Seinen Lebensabend verlebte er als „Möhler“ (Hilfsweber) in unserem Stammehaus und erzählte uns Kindern von der guten, alten Zeit. Für Ermüdung war der Gille langweilig, weil er immer das Gleiche erzählte, d. h. weil man seine „Geschichten“ (Ereignisse) schon längst kannte. Für uns Kinder war es aber immer etwas Neues und die Umwelter behn „Uebergehen“ (über den Felbertauern gehen), die Lebensgewohnheiten der Leute „ent's Tauern“ (im Salzburgerischen und Bayern) und besonders der „Webertingl“ am „Frahmontag“ (Montag vor dem Fastnachtstienstag), weckten immer unser lebhaftes Interesse. Wie schön mußte es doch sein, als weitgereister Weber so viele „schöne“ und „schlechte“ Erfahrungen gesammelt zu haben. Der gute Gille war mit uns Kindern auch recht zufrieden, wenn wir oft stundenlang um ihn herumhockten und andächtig seinen Schilderungen lauschten. Dann lebte der gute, alte Mann wieder auf, ein Widerschein glücklicher Tage lag auf seinem Gesichte und seine glanzlosen Augen blickten traumverloren in die Ferne. Wenn wir vom Zuhören und er vom Erzählen müde geworden waren, verkroch er sich in das dunkle „Gadendle“ (Nebengemach zur Küche ohne Tageslicht), wo er ungestört war, weil es uns Plaggeistern dort zu finster war. Im Sommer war es dort kühl und der alte Häuter wurde von keiner Fliege belästigt, im Winter wurde im Gadendle das Wasser zum Brühen des Viehfutters erhitzt und es war daher drinnen recht behaglich

warm. Dort wurde ihm eine breite Bank hineingestellt. Ein dicker, warmer Teppich wurde auf die Bank gebreitet, auf das schiefe Kopfrettchen kam ein aus Fuchsbalg gefertigter Muff als Kopfpolster. Dort verbrachte er manche Stunde und ließ sein reichbewegtes und doch ungeheuer einfaches Leben vor seinem geistigen Auge vorüberziehen. Er hatte die unschätzbare Gabe, jeder Lebenslage eine hellere Seite abzugewinnen und er trug sein Anglück, seine Blindheit, mit bewunderungswürdiger, hellerer Ruhe. Wie oft hörte man ihn dort sein Lieblingslied singen: „Wenn i in's Zillertal wirken geh', lög i mei Stadahausn in, und weur i mei Dianl oft z'Wachen siech, oft schaug i kwan Heilige mehr an.“ Abends dann, wenn die Leute in der Stube versammelt waren und wohl gar, wenn einige Nachbarn auf's Heimgarten kamen, litt es den Gille nicht mehr in seiner Klausel. Er nahm lebhaften Anteil an allen Vorgängen des häuslichen Betriebes und war auch in allem befaßt. Er galt in seiner Jugend als ein äußerst tüchtiger Möher, als unerschrockener, tüchtiger Heugleher, was ein trefflicher Schütze und liebte besonders Spiel und Tanz. Wenn Handwerker auf die Strö kamen, war der Gille immer in der Stube ein wohlgeleitener Erzähler. Nur mit den Webern konnte er sich nie recht befreunden, oder vielmehr sie mit ihm. Er beurteilte nach dem mehr oder minder kräftigen „Bum, bum“ derselben ihre Leistung und hielt auch mit einer scharfen Kritik nicht hinter den Bergen. Ueberhaupt schaute er, wie alle „Uebergliener“, mit einer gewissen Verachtung auf die Heimatweber und verachtete dieselben als langsame Sudler. Aber auch die Heimatweber hielten sich für besser als die „Uebergliener“, besonders als die Pinzgauerweber, und belde Teile hatten recht. Die Arbeit der „Uebergliener“ war quantitativ, die der Heimatweber qualitativ, besser. Während die Weberei im Salzburgerischen eine rein mechanische Kraftleistung war, hatte sich die Heimatweberei auf die Stufe des Kunstgewerbes emporgeschwungen. Lacht nicht! Schaut lieber einem alten Zwisch an, wo noch einer zu sehen ist, oder ein rafenes Festtagsfürsch, wie es die Großmutter trug, oder ein feines Reifentuch, aus dem die Braut-

leintlicher aus der Ausstattung der Eltern gemacht waren. Ja, das waren Kunstprodukte, diese alten Webstoffe. Sie erforderten kunstfertige Hände und einen wahren Dienersfleiß, Fleiß von der Flachsfaser bis zum Heblchen, selten Einnen. Wer mit der Herstellung eines wahrhaft guten Bauerntuches einigermaßen vertraut ist, wird mir recht geben. Heute, wo man sich mit den billigen und möglichen geschmacklosen Erzeugnissen der Textilindustrie begnügt, ist der Sinn für wahrhaft bodenständige Arbeit auf diesem Gebiete verloren gegangen. Allenthalben hört man den Einwurf: „Man hat nicht Zeit, der Flachsbau braucht schrecklich viel Arbeit, vom Spinnen gar nicht zu reden.“ Ist auch kein Wunder. Die Zeit, die man von allen möglichen Vergütungen noch übrig hat, wird zum Fläken der kurzlebigen Haderm verwandt. In Bauernhäusern — glücklicherweise gibt es noch solche —, wo das Sprichwort: „Selbstgesponnen, selbstgemacht ist die schönste Bauerntracht“, noch praktische Anwendung findet, hat man auch heute noch Zeit zum Spinnen und Weben. Es wäre aber weils gefehlt, wenn man die ganze Schuld am Niedergange der Hauswebererei dem weiblichen Geschlechte in die Schuhe schieben wollte. Die Weberei ist bei uns nicht Sache der Frauen. Die Arbeit an den atemberaubenden Webstühlen ist für das weibliche Geschlecht denn doch zu ungesund und zu beschwerlich. Und wenn sie sehen müssen, wie das beste Garn von einem ungeübten und unfleißigen Weber verderben wird, wenn trotz allen Fleißes ihrerseits doch nur eine mährerische Ware vom Webstuhl kommt, ist es kein Wunder, wenn ihnen die Freude am Spinnen vergeht. Wenn der Landeskulturrat die Einführung der Weberei mit leichteren, praktikableren Webstühlen protegirt, daß auch Frauen und Mädchen unbeschadet ihrer Gesundheit die Weberei ausüben können, so steht sicher zu erwarten, daß Spinnen und Weben in unseren Bauernhäusern wieder Eingang hält und das schöne, haltbare Haustuch wieder zu Ehren kommt. Es wäre dies für den Landeskulturrat eine wahre Kulturtat ersten Ranges.

Im Salzburgerischen war die Sache anders. Die Bauern hatten in der Regel eine Menge Dienstboten (Ebehalten). Diese hatten für gewöhnlich als Lohn nebst einer Summe Bargeld auch Kleider aus Hausstuch und Loden. Die Dienstboten wechselten ihre Dienstplätze in der Regel sehr rasch. Länger als ein, höchstens zwei Jahre blieben sie selten auf dem gleichen Platze. Schlenkeltag war Lichtmeh oder Georgi. Was die Mägde im Winter spannen, wurde ihnen in den seltensten Fällen in Form von Kleidungsstücken wieder verabfolgt. Sie hatten daher gar keine Veranlassung, für andere eine gute Kleidung vorzubereiten, d. h. ein gutes Garn zu spinnen. Dem Dienstgeber war es auch höchst gleichgültig, wie die Kleidung ausfiel, die er verlegte, gemäß seinen Dienstboten verabreichen mußte und die war manchmal herzlich schlecht. So schickte z. B. ein Bauer einmal einen Knecht auf die Alm, um

eine trüchtige Kalbin zu holen. Der Knecht, welcher gerade vom Schneider seine Lohnkleidung erhalten hatte, zog eine neue Zwilchhose an und eine zweite steckte er sich in den Rucksack. Auf die verwunderte Frage des Bauern, was er zu dieser halbträgigen Berrichtung — Arbeit könne man es gar nicht nennen — zwei Hosen brauche, gab er zur Antwort: „Damit ich auf dem Heimweg auch noch eine ganze Hose habe, du Leufsbauer, du schäbiger du!“ Dem Bauern war nur darum zu tun, daß die Mägde mit dem Spinnen rechtzeitig fertig wurden, die Mägde wiederum waren froh, wenn die Spinnererei ein Ende hatte, ob dann der Faden dünn oder dick, schwach oder stark war, wurde nicht gefragt. Die Kleidung daraus bekamen so andere. Das Gleiche war beim Weber der Fall. Er wurde nach der Güte bezahlt, er trachtete recht viel zu verdienen und bei schlechtem, ungleichmäßigem Garn lieferte er eine Ware von höchst zweifelhafter Güte und wälzte die Schuld auf die Spinnerinnen ab und beteuerte, bei solchem Garn ließe sich nichts Besseres herstellen. Unter solchen Umständen wird manche Hose freilich nicht länger als einen halben Tag gehalten haben.

Allerdings waren nicht alle „Lebergierer“ die gleichen Schlanderer, so wenig alle Heimweber Künzler in ihrem Fadic waren. Viele besleißigten sich einer eulien Arbeit und blieben jahrzehntelang beim gleichen Meißer. Ich habe einen gekannt — es war der Tobias Unterberger, vulgo „Suppniger Wiesle“ —, der 42 Jahre bei der gleichen Meißerfamilie in Gortes gedient und als ein Famil. mitglied Freund und Feind mit derselben teilt.

Von dieser Sorte war der Gille wohl. Länger als ein, höchstens zwei Jahre, litt es ihn nicht bei einem Meißer. Für gewöhnlich ließ ein öfterer Postenwechsel auf zwei Dinge schließen: Entweder war die Arbeit des Meißers unzulänglich, oder er war unvertäglich. Beides war beim Gille nicht der Fall. Bei ihm spielte ein dritter Punkt die Hauptrolle, denn sein vorzügliches Leibelied: „Wenn i mein Diandl usw.“ braucht durchaus nicht wörtlich genommen zu werden. Es hätte viel eher heißen können: „Wenn i irgend ein Diandl halt z'Rücken siech.“ Der Gille liebt nämlich so ziemlich alles, was eine Schürze lang und zwischen 18 und 40 Jahr alt war. Wenn eine Leel oder Katl oder Buzgl nicht gar zu spröde ist, wurde sie ohne weiteres in die ziemlich umfangreiche Sammlung „mei Diandl“ einverleibt. Die ältesten und am weitest wohnenden Diandl wurden dann wieder abgestoßen, d. h. das Verhältnis wurde stillschweigend gelöst. Die Loslösung ging, da dank der soliden, ehrbaren Lebensführung des Gille hindernde Kleinigkeiten keine vorhanden waren, meistens glatt und schmerzlos vor sich. Aber die Anbahnung hatte für den liebesbedürftigen Gille meist schlimme Folgen, weil die aus dem Gehege verdrängten Nebenbuhler meist handgreiflich wurden.

Hatte nun der Meißer ein hübsches Töchterlein oder was immer, das Ende vom Liede war in der Regel eine Liebchaft ohne die mindeste Aussicht

auf Realisierung derselben. Ein solch unleidlicher Zustand veranlaßte dann den Meister, dem Gille den Stuhl vor die Tür zu setzen, so wohl gestitten er sonst wegen seiner vortrefflichen Arbeitsleistung und seines heiteren Gemütes war. Da der Gille durchaus nicht nachträglich war und nicht leicht etwas übel nahm, bewahrte er trotz allem den Meistern usw. ein gutes Gedächtnis. In seinem Lebenslaufe, den er mir in Bruchstücken so oft erzählte, daß ich seine vollständige Biographie schreiben könnte, blieb nur ein Jahr ganz dunkel, und von allen Kameraden und Bekannten war nur ein Mann, den er durchaus nicht leiden konnte, obwohl der „Lackner Misch“ sonst ein ganz rarer Kerl war. Die Ursache dieser Mißstimmung war nie herauszubringen. Zu merken war nur, daß dieser Mann und dieses Jahr ganz trübe Erinnerungen in ihm nach riefen, daß ihm etwas wehe, sehr wehe getan hat. Hab deshalb einmal den „Lackner Misch“ ausgefragt, war auch nichts Geschicktes herauszubringen. Feststellen ließ sich nur, daß die Abneigung und der Groll auf Gegenseitigkeit beruhte. Da wurde ich vom „Juppinger Miesle“ aufgeklärt. Ich setze sehr ausführlich im Wesentlichsten wörtlich her: „Es war jelle Jahr, wo die Geadl (Herrnrad) beim Tauernwirt sein gewesen ist. Der Misch hat die Geadl als a Menschln gehaht. Nachher hat der Gille der Geadl jodel setzen getan, daß der Misch gar worden ist. Wo sein a zwei a drei Tage Gekauer gewösn, weil in Gille halt a zwei a drei Welter zu löz gewösn ist, wenn wir o joun alle gear gangen wären. Der Miesle hats gesehen, daß er bei der Geadl los Schmette mehr hat und das hat ihm jodel gekedacht, daß er mit a jodel a deeren wöner ist und in Gille gar manner gfragt hat.“

„Wesseren Verständnis halber sei folgendes angefügt: Zu. Seit, in welcher unser Gille lebte und wirkte, gab es noch keine Eisenbahn. Die Weber mußten, um ins Punggau zu gelangen, den Felbertauern übersteigen. Dies war und ist heute noch im Winter ein beschwerliches und nicht ganz ungefährliches Unternehmen. Der vielbegangene Paß hat schon vielen Menschen das Leben gekostet. Der allgemeine Spruch, „Der Tauern kostet alle Jahre einen Menschen“, hatte seine volle Berechtigung. Waren es auch meist Handwerksburschen u. dgl., welche mangels genügender Ausrüstung, Unkenntnis des Weges oder Unterschätzung der Gefahr auf dem Tauern liegen blieben, so sind auch schon andere ortskundige und gut ausgerüstete Leute ein Opfer dieses tödlichen Passes geworden. Auf dem Wege sieht man viele Martern und manche ganz nahe den Tauernhäusern, wo diese Leute an Ermattung und Erschöpfung gestorben sind. Die Wirte an den Tauernhäusern hatten für geringes Entgelt im Herbst bis zur Höhe hinauf Entfernungen von höchstens 100 Metern zirka 2 Meter lange Stangen einzurammen, welche dem Wanderer bei unglücklichem Wetter die Richtung weisen sollten. Dem Unbemittelten mußte auf Staatskosten in den Tauernhäusern gratis ein Abendessen, ein Frühstück und eine Tauernjauch vorabfolgt werden. Uebernachten konnte er im

Sommer auf Heu, im Winter auf dem warmen Ofen, wobei ihm der Wirt einen Koggen bestellte. Ueberdies mußte an beiden Tauernhäusern ein Tauernknecht sein, der für ein fixes Entgelt von 5 fl. die Reisenden vom einen Tauernhaus zum anderen zu führen hatte. An beiden Tauernhäusern waren etliche Paare Schneereifen, und Bergstöcke nach Bedarf. Der Reisende konnte sich beim Tauernhause um 4 kr. ein Paar Schneereifen kaufen, welche ihm an einem andern Tauernhause um 40 kr. wieder abgekauft wurden, ja er war verpflichtet, dieselben dort um diesen Preis wieder abzugeben. Die Einheimischen, mit den Gefahren vertraut, gingen im Winter nur im Notfalle allein. Meistens gesellten sich mehrere zusammen, damit das ermüdende Bahnbrechen durch stetes Abwechseln möglichst erleichtert werde.

Die Weber gesellten sich meistens an einem vorher bestimmten Tage in Matrei zusammen und gingen nach Anhörung der hl. Messe und Einnahme eines Abschiedstrunkes gemüthlich zum Tauernhause zur Uebernachtung. Von dem wunderbaren Treiben dieser kreuzförmigen Leute beim Tauernhause sind noch viele Anekdoten im Umlauf. Es soll vorgekommen sein, daß die ganze Schar bei Spiel und Tanz tagelang auf das Weltergehen vergaß. Sehrgelt mar der Gille der Schar gemüthlich und von den anderen stillschweigend anerkannter Führer der „Uebersteiger“. Er bestimmte den Tag der Abreise, ordnete die Ausstattung und führte die Schar selbst über den Tauern. Eine Auflehnung gab es nicht. Man wußte, daß der Gille dies nicht duldet und übrigens juch man dabei nicht schläft. Er nahm seine Führerschaft sehr ernst, sprach meistens launig und voraus und seine gediegenen Lokalkenntnisse waren sichere Gewähr einer glücklichen Uebersteigung und sei es auch bei Nebel und Schneesturm.

In Mitterill bei der Bräu-Kurpin gab es dann einen jollenen Abschiedsjauch. Die Frau Wirtin, welche die „Täurer Weber“ (so nannte man die Weber in Punggau), recht gut leiden mochte, bewirtete die ausgehungerten Wandervögel aufs beste und hatte an deren gesunden, manchmal recht derben Humor die heißste Gaud. Daß der Geldbeutel (Geld brachten die wenigsten eins mit) nie auf seine Rechnung kam, machte bei dieser goldenen Wirtin nicht viel aus. Sie, die an 60 bis 80 der schönsten Kinder im Stalle hatte, deren Fahrwerke von Zell am See bis Krinl den Verkehr beherrschten, die mit den Viehhändlern bis auf den letzten Kreuzer feilschte, fand es nicht unter ihrer Würde, sich mit diesen schlichten Handwerkern recht gemüthlich zu unterhalten und ihnen manchen fetten Brocken halb und ganz geschenkt zuzustecken. Ich hab sie als steinalte Frau gekannt. Ein schmerzhaftes Fußleiden fesselte sie an ihren gepolsterten Lehnstuhl. Das Bräuhaus war ihre Residenz. Von dort aus regierte sie ihr Haus und ihren ausgedehnten Besitz. Kein Kampf und kein Rißl wurde übersehen, bis in die höchsten Almwäiden erstreckte sich ihre mütterliche Sorge. Welche Erfahrung, große Menschenkenntnis und ein ungewöhnlich treues Gedächtnis befähigte sie zu

ihrer Aufgabe. Ihre Geradheit, ihr biederer christlicher Sinn und ihre Mutterforge machte das Leben ihres zahlreichen Dienstpersonales leicht und angenehm und bewirkte, daß alle ihre Leute stramm und treu zu ihr hielten. (Ein Seitenstück der Frau „Emma“ von Innichen.) War sie auch manchmal wegen ihres Leidens und der großen Arbeitslast gegen Fremde mürrisch und gereizt, so konnte man sich doch mit ihr recht gemütlich unterhalten. Wenn sie dann von den Webern erzählte, konnte die alte Matrone recht herabhaft lachen. Als ich ihr die Erbblindung des Gille mitteilte, bezeugte sie das größte Mitleiden, und der Gruß, den ich ihm von von ihr überbringen mußte, ist, glaube ich, noch Herzen gekommen.

Von Mitterfäll aus ging die Schar auseinander. Ueber den Paß Turn, über die Gerlosplatte strebten sie ihren Arbeitsplätzen zu. Die meisten hatten schon ihren vorher bestimmten Meister, die aufs Geratewohl gehenden kamen auch unter, denn Nächternheit, gute Arbeitsleistung, frommer, biederer Sinn, verbunden mit größter Gemütsamkeit, zeichnete unsere Weber von jeher aus.

Die Arbeitszeit dauerte in der Regel von Lichtmeß bis Mitte oder Ende Juli, dann zogen die Weber wieder heimwärts. Während auf dem Hinweg 30—40 (manchmal auch mehr) beisammen waren, geschah die Heimreise vereinzelt oder paarweise. Sie hatten während der Arbeitszeit den Zusammenhang verloren — und auch mit der Arbeit wurden sie nicht gleichzeitig fertig.

Wer aber auf dem Heimweg, bei der „Bräuknepph“ wieder ein „Tischleinbedeckdich“ zu finden hoffte, der täuschte sich gewaltig. „Jetzt hast du ein schönes Stück Geld verdient, jetzt kannst du deine Sach zahlen“, hieß es ganz kurz, und wer sich nichts erspart hatte, dem wurde bedeutet, daß er auch nächstes Jahr um Lichtmeß auf nichts mehr zu hoffen habe. Und sie hatte ganz recht. Die meisten hatten ein neues festes Gemand, feste Schuhe und 60—70 fl. Bargeld in der Tasche. Ein Halsband oder eine seidene Schnur für den Schatz, wer einen solchen hatte (oder gar einen russelenden Bajusfleck), einen schneidigen Gamsbart und silberne Leibknöpfe, wer die Absicht hatte, sich einen Schatz zu erkiesen, brachten die Weber allemal mit. Aus Bayern brachten sie sogar schwere silberne Uhretten nebst ein paar drangehängten Reichstalern mit. Ja, die Weber waren bei ihrer Rückkunft schon wer, die konnten sich sehen lassen! Der kalte Geldbeutel und das Ansehen, das sie, vermöge ihres schneidigen Auftretens, besonders bei der holden Weiblichkeit besaßen, wurde den meisten zum Verderben. Vielen schwanden die sauer verdienten Gulden dahin, wie Butter in der heißen Pfanne, und je näher die Zeit zum „Uebergehen“ heranrückte, desto verzweifelter wurden ihre Anstrengungen, die bedauerliche Ebbe in ihrem Geldbeutel zu verdecken. Bei den Unterhaltungen der Faschingszeit mußten schon allerhand Ausrüden herhalten. Notwendige Berrichtungen, Unpäßlichkeiten u. dgl. waren an der Tagesordnung und knapp vor dem „Schwanschaftstanz“ pflegte der

Gille seine Brieftasche zu verlieren. Half auch eine unverzinsliche, später in eine Schenkung sich verwandelnde, Anleihe beim Hausvater aus der kritischen Lage, so brachte das regelmäßig um diese Zeit sich wiederholende Malheur den Gille in Verdacht

„Nun ich will nichts ausplaudern, und später ist der Gille ja ein anderer geworden. Wenn der Hauser (Walthauser) und der alte einfältige Valentin mit ihren schlechten Wigen den Gille kränkten — wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen —, so brauche ich nicht mehr Steine auf das Grab dieses Schwerenöters zu werfen. Es war den Webern auch nicht zu verargen. Durchwegs waren es ledige Leute, welche außer der Wirkzeit zu Hause unentgeltlich arbeiteten. Es herrschte damals in unseren Hochtälern der schöne patriarchalische Brauch, daß der Hoferbe heiratete und die übrigen meist zahlreichen Geschwister auf dem Anwesen blieben und als Familienmitglieder betrachtet und behandelt wurden. Diese wiederum betrachteten das Eigentum des Bauern als das ihrige, bearbeiteten den Grund und betreuten das Vieh wie ihr eigenes, kurz, sie teilten Freud und Leid, wie es braven Familienangehörigen geziemt, mit den Bauern und der heranwachsenden Generation. Der Bauer hinwiederum sorgte für alle Bedürfnisse seiner Hausleute, gleichviel waren es seine Kinder oder seine Geschwister, so gut es eben die meist bescheidenen Verhältnisse gestatteten. Ein Lohn wurde nicht ausbezahlt, die meisten „Mithäuser“ lernten ein Handwerk, welches sie in der weniger „genüßigen“ Zeit ausübten. Da im Nachwinter, Frühling und Vorfrömmel nicht soviel Arbeit war, in dieser Zeit aber das selbstgesponnene Garn verwebt wurde, lernten sehr viele das Weberhandwerk. Die Nebelzähligen wanderten zur Wirkzeit aus und kamen am Sakobi, wenn die Ernte und die Mahd der vielen Bergweiden begann, wieder heim. Die 60—70 fl., die sie heimbrachten, war der Behrsennig für das ganze Jahr und nur ganz ausnahmsweise mußte der Bauer mit seiner finanziellen Hilfe einspringen. Viel häufiger waren die Fälle, wo sich, besonders ältere Weber, einlag 100 fl. (damals ein hübsches Vermögen) erspart und als Notpfennig für das Alter auf die Seite gebracht haben. O, du gute, alte Zeit!

Das selbe Jahr, wo der Gille beim Tauernhauje dem Zauber holden Weiblichkeit erlag und dadurch den Nimbus eines unübertrefflichen Bergesilfhres verlor, sollte ihm auch sonst verhängnisvoll werden. Er selbst hat, so mitteilbar er auch sonst war, nie ein Wort darüber verlauten lassen. Wenn davon die Rede ging, zog ein Schatten tiefen Schmerzes über sein sonst so heiteres Gesicht. Er wurde still und verzog sich traurig in sein dunkles Gemach. Da wollte es der Zufall, daß ich im Sommer 1904 nach Sonderbildung in Oberbayern kam. Am Westende des Dorfes standen, etwas abseits des Weges einige Fragmente einer ehemaligen Behausung. Der Platz hieß „beim Weberhäusl“, obwohl weit herum kein Haus stand. Nachforschungen über Fhrnomen war noch jeher meine Schwäche

und so fragte ich eine alte Bäuerin nach der Ursache des sonderbaren Namens. Eigentlich war es ja ganz klar. Die kärglichen Mauerreste, jetzt in eine Feldmauer einbezogen, bis auf Feldmauerhöhe abgetragen, Türen ersichtlich, später zugemauert, waren die Ueberreste eines Häuschens, worin einmal ein Weber gelebt hat. In dürren Worten ist die Geschichte bald erzählt: In einer regnerischen, dunklen Herbstnacht ist das Häuschen abgebrannt und der Weber und seine Tochter sind dabei zugrunde gegangen. Die alte haufällige Reuse ist nicht mehr aufgebaut worden, der Flurname ist geblieben. Kein Mensch sieht es dem Blase an, daß sich hier eine Tragödie abgespielt hat, die einem jungen Menschenpaare das Leben — und mehr als das Leben gekostet hat. Unser Gille, welcher hier ein bescheidenes stilles Heim finden, die Stütze eines alten, arbeitsamen Mannes werden sollte, dem hier eine liebe Braut entgegenlächelte, verließ die Unglücksstätte mit todwunden Herzen, als Bettler. Das

Feuer ist, wie die Frau erzählte, wahrscheinlich in der Küche ausgekommen. Die Kammerfenster waren eng und, wie in alten Häusern üblich, mit Eisenstäben vergittert, der Weg durch den Hausflur durch das Feuer abgeschnitten. Der Gille, wie gewöhnlich bis tief in die Nacht auf Störrarbeit, sah auf dem Heimwege durch den Nebel den Feuerschein. Er sah, angekommen, wie sich die Leute abmühten, die Eisenstäbe an den Fenstern heraus zu reißen und, nachdem es endlich gelungen war, die Unmöglichkeit, das Mädchen durch das enge Fenster zu bringen. Der Gille arbeitet wie ein Rasender. Unter seinen Anstößen zersplittert die morsche Holzwand, während das sterbliche Element seiner Braut die Kleider vom Leibe rißt. Endlich ist das Loch so groß, daß der Körper durchgeht, aber die Mühe ist umsonst. Ein paar Stunden später stirbt sie in seinen Armen, nachdem sie, anstatt in Liebe miteinander zu leben, für diese Welt zärtlichen Abschied genommen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Johanna Paterer, Bildhauer.¹⁾

Ein wunderschönes Kreuzbild, der Ueberlieferung nach von Paterer stammend, und in dem etwas nach rückwärts geneigten Haupte, der anatomischen Korrektheit und der fromm-echten Darstellungsweise eine Verwandtschaft mit der „Huber Marter“ nicht verkennend, besitzt H. Gander in Fienz, dessen Stiefmutter eine Tochter Paterers war.

Ein anderes Kreuz, von dem alles obengesagte gilt, besitzt Frau Toltschnig (Schweizergasse, Insamgass). Beide Bilder werden in hohen Ehren gehalten und verdienen auch, mit Ehrfurcht behandelt

zu werden; denn kaum wird es in Östirer Kreuzwege gehen die in edlerer Sprache zum Beschauer reden als die Paterers.

H. Schlessenmeister Pedit besitzt ein kleines Sebastian-Relief aus Holz von Paterer, das sehr an den Winterer Sebastian erinnert, und ein später stark abgeänderter — erster Entwurf für Paterers bestes Werk sein dürfte.

¹⁾ Siehe S. Bl. 1904 Nr. 7 und 1925 Nr. 1.

Der Rausch-Wechselbalg.

Eine Sage. Erzählt von Matthias Gieber, im., Kals.

Warum er den Namen Wechselbalg erhielt, ist mir unbekannt und ich will auch nicht lange herankritisieren, sondern einfach nach erzählen, wie es mir gesagt wurde.

Zum Rausch *) im Dorfe kam eines Abends ein kleines, altes Männlein und stieg in der Stube auf den großen, warmen Ofen. Wurde das Männlein um etwas gefragt, drückte es seine dünnen, blutigen Lippen fest aufeinander und blickte den Fragenden mit seinen grauen Augen so verständnislos, kalt und doch frech an, daß es jedem kalt über den Rücken lief.

Sobald man sich aber zum Essen ansah, stieg das Männlein vom Ofen herunter, setzte sich zu Tische und aß von zuerst bis zuletzt. Nach dem Essen suchte es seinen warmen Sitz wieder auf.

So vergingen Wochen und Monate. Dem Männlein schien es hier zu gefallen, denn es verließ das Haus nie. Nun hatte man des ungeborenen Gastes doch satt und man beschloß, ihm aufs Bergertörl zu tragen, in der Meinung, daß er vielleicht drüben

hinunterginge nach Heiligenblut. Daher stellte man während des Frühstückes einen Korb in die unterste Ecke des Ofens, wo das Männlein immer saß. Als es den Tisch verließ und auf den Ofen stieg, fand es an seinem gewohnten Plage einen Korb. Es ging eiligemale vor dem Korbe hin und her, doch endlich lockte es sich hinein. Gleich wurden einige Burschen aus der Nachbarschaft bereit, den kleinen Mann aufs Bergertörl zu tragen.

Drüben angelangt, wollte das Männlein nicht aus dem Korbe steigen. Der Bauer, der die Träger begleitete, nahm den Korb und schüttelte das Männlein heraus, das nun eiligt ohne umzublicken, drüber hinunterlief. Fröhlich gingen Bauer und Träger heimwärts. Auf dem Heimwege wurden sie von einem schweren Gewitter überrascht und bald hatte keiner am ganzen Körper noch ein trockenes Kleidungsstück.

Als der Bauer zu Hause die Stubentüre aufmachte, sah das Männlein wieder in seiner gewohnten Ruhe auf seinem Plage und fragte den überraschten Bauer mit seiner klüßelnden Stimme: „Seid ihr naß? Ich bin trocken.“

*) Rausch, ein Bauer in Großdorf, Kals.

Während des Abendessens stellte der Bauer nun wieder den Korb an den Platz des Männleins. Nach dem Essen stieg es wieder auf den Ofen, setzte sich aber auf der oberen Ecke des Ofens nieder. Während des nächsten Frühstückes stellte man auch auf diese Ecke einen Korb, nun setzte sich das Männlein ganz zuvorderst auf den Ofen.

Der Bauer ließ um den ganzen Ofen herum leere Eierschalen aufstellen. Der ungebetene Gast sah dem merkwürdigen Treiben zu und sagte, als er inmitten

der Eierschalen saß, wie die Gluckhenne nach dem Ausschlüpfen der Küchlein: „Ich bin alt wie der Klauswald**); ich weiß, daß die Laffen †) 5mal Wiesen, 5mal Feld und 5mal Wald waren, aber so viele Häfelchen und Geschirre hab ich noch nie gesehen“, stand auf und verließ das Haus auf Nimmerwiedersehen.

***) Ein Wald in Matrei i. O.

†) Ein Felderkomplex in Rals.

Sonderbare Menschen.

Von Janaz Ingruber.

Vor mehreren Jahrzehnten sind einzelne Menschen herumgegangen, Menschen mit eigentümlichen Manieren und doch wieder nicht Sonderlinge im landläufigen Sinne, sogenannte Originale. Meistens waren es arme Leute mit geistigen Defekten, es war irgend eine Schraube gelockert oder sie hatten sonderbare Gewohnheiten, die sie außerhalb der großen Masse stellten. Wohl suchten sich einige davon ihren Unterhalt auf irgend eine Art zu verdienen, während sich andere ihr Leben einfach durch Betteln fristen mußten, weil mit ihnen nichts anzufangen war. Etlliche hielten sich ständig in meiner stillen Bergheimat auf und noch viel mehr kamen ab und zu von außen. Wie freuten wir ungezogene Rangen uns jedesmal darüber, wieder einmal einen solchen Häuter „rechtchaffen tragen“ zu können. Einige derselben will ich hier nach dem Gedächtnis zu zeichnen versuchen.

Ich sehe ihn im Geiste noch vor mir, den weißbärtigen Alten mit seinem langen, braunen Lederröcke, wie er, gestützt auf seinen Stecken, über das

Wala Bihend seiner feuchten Kellerwohnung zuhatschte, er, der viel in der Fremde gewesen und einst bessere Tage gesehen haben soll. Verbirren war er ob seines harten Schicksals und seiner Einsamkeit, daher auch schmettern wie das Grab. Nur wenn er von uns Lausbuben an seinem langen Rocke gezupft, gezogen und gezerrt wurde, kam er in Harnisch, mauchte manchmal ganz fürchterlich und suchte mit seinem Stecken den einen oder anderen ordentlich durchzukaratschen, was ihm aber unserer Fränkheit wegen niemals gelang.

„Des wasaktn Frogn“, brüllte er dann gewöhnlich, „kimntis oan denn gwa nie rüebik hoamgion lohn; i wea richtig zi da Wöß gien a nitema terfu: pfui Toisl, söllane Schwänze. Oba wortits lei, menn i amol oan darolsch, noch a Guode Gott!“

Aber das Nichtdervoischenkönnen und sein Schlupfen war es ja eben, was uns immer wieder zu solch büßiger Tücke reizte. Lang hab ich das jedoch nicht mitgemacht, weil mir der arme Mann doch endlich erbarnte und weil ich deswegen einmal vom Vater Prügel kriegte.

Literatur.

„Tiroler Heimatblätter“.

Heft 2 und 3 der schmucken gelben Hefte liegen uns vor und zeigen, daß man auch in Nordtirol Heimatrolle und Heimatart ehrt und in Liebe und Anhänglichkeit zu erhalten sucht.

Heft 2 der „Tiroler Heimatblätter“ enthält an der Spitze einen Gedenkartikel „Anton Kenk als Alpinist“ zum 20. Todestag des Dichters, von Major Al. Walling. Prof. C. Paulmichl widmet dem Bildhauer „Edmund Klog“ einen mit mehreren Illustrationen markanter Werke geschmückten Aufsatz. Michael Sufferinger schreibt über Kirchenpatroninnen, H. Filzer über „Der Mond- und Sternzeichenglaube bei der alten unterinntalischen Bauernschaft“. Josef Bichler stellt den humorvollen Aufsatz „s Schiltenggrödt“ bei. Dr. Karl Lechner berichtet über die „Bestallung des Hallschreibers“, Anna Zoller über den Heimgarten und das „Hineinreden“ im Außer-

fern. Dem Bildhauer Johann Schnegg, „einem ver-gessenen Künstler“ des 18. Jahrhunderts, ist ein Aufsatz von Jakob Heel gewidmet. Den Schluß des Tertteltes bildet ein illustrierter Aufsatz von Professor W. M. Schmid-München über „Das Schleicherlaufen in Tals“.

Aus dem Inhalt des 3. Heftes (März) sei genannt: „Eine Handschrift des hl. Hieronymus in Tirol“ von A. Achleitner. Die „Kirchenpatroninnen des Katschergebirges“ behandelt Dr. G. Buchner. J. Böll erzählt vom „Achselkopf bei Innsbruck“. Von der „Errichtung der Schulen in Galtür, Ischgl, Berggröb und Mathon“ handelt Josef Maschler und R. Einmel über „Das Schellenschlagen“. Heimische Sagen, andere volkscundliche Notizen und ein farbiges Kunstblatt ergänzen das lesenswerte Heft.

Wiener Nachrichten

Wien — Osttirol

Kinder- und Familien-Gruppen

Die „Wiener Nachrichten“ sind das verbreitetste Blatt Osttirols, darum das einzig erfolgreiche Anzeigenorgan des Bezirkes. Die „Wiener Nachrichten“ sind das einzige Lokalblatt der Stadt Wien. Sie werden in jedem Haus gelesen. Die „Wiener Nachrichten“ erscheinen wöchentlich mit dem Amtsblatt des Bezirkes Wien.



Brautbilder Vergrößerungen

in moderner Ausführung zu mäßigen Preisen empfiehlt die fotogr. Anstalt

Dina Mariner

vormals Unterrainer

Lesen Sie die „Wiener Nachrichten“!
Inserieren Sie in den „Wiener Nachrichten“!

Wien, Osttirol, Gartengasse 4.

Firma Alois Pichler, Wien

(Bildhauer und geprüfter Steinmetzmeister)



empfehlen ihr
Lager in

Grabmonumenten,
Gedenksteinen,
Grabplatten und
Einfassungen

zu niedrigen Preisen.

Wandverkleidungen
Möbelplatten
Waschtischaufläge etc.

in jeder Gesteinsart und Menge.

Sämtliche Renovierungen prompt und billigt!